

Marianne Klemun / Helga Hühnel

Nikolaus Joseph Jacquin (1727-1817) - ein Naturforscher (er)findet sich

Vienna University Press



V&R Academic

Marianne Klemun / Helga Hühnel

**Nikolaus Joseph Jacquin (1727–1817)
– ein Naturforscher (er)findet sich**

Mit 60 Abbildungen

V&R unipress

Vienna University Press



universität
wien

Historisch-
Kulturwissenschaftliche
Fakultät



Institut für
Geschichte
UNIVERSITÄT WIEN



marzek
etiketten+packaging

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8470-0710-4

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Rektorats der Universität Wien, der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, des Instituts für Geschichte der Universität Wien und der Familie Marzek (Marzek-Etiketten + Packaging).

© 2017, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: Botaniker im Feld (Handgezeichnetes Titelblatt, Johann Jakob Well, Phytanthologia Eikonike, 3. Bd., 1768f, © ÖNB, HAD).

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort (Dankesworte) | 9 |
| I. Perspektiven | 13 |
| I. 1. Quellen – und die bisherige Jacquin-Historiographie | 13 |
| I. 2. Spuren, Narrative, Methoden: »Während Famas Flügel noch bangen« | 18 |
| I. 3. Zur Gliederung: eine querschnittbezogene Struktur | 32 |
| I. 4. Exkurs: Statt einer traditionellen Biographie – Selbstentwürfe im Wandel | 35 |
| II. Start-up: die Westindien-Expedition (1754–1759) | 45 |
| II. 1. Überseereise als Karrierebedingung | 45 |
| II. 2. »Le gout pour les sciences« – die kaiserliche Ermöglichung der Unternehmung | 50 |
| II. 3. Van Swietens Suche nach einer geeigneten Person | 53 |
| II. 4. Vorbereitungen, Aufträge und Instruktionen | 58 |
| II. 5. Der Expeditionsverlauf | 66 |
| II. 6. Hohe Diplomatie | 76 |
| II. 7. Perücke – Nachttopf – Sänfte | 82 |
| II. 8. Sammlungsverfahren und Objektdiskurse | 94 |
| II. 9. Der Durchbruch: vom »Botanophilus« zum »verus Botanicus« | 111 |
| III. Overture | 131 |
| III. 1. Geistige Orientierung: Handelsstand, Katholizität und klassische Sprachausbildung | 131 |
| III. 2. Akademische Orientierung: <i>Peregrinatio academica</i> – Studienwege unter den Auspizien des finanziellen Notstands | 146 |

| | |
|--|-----|
| III. 3. Emotionale Orientierung: das Entstehen einer »unversiegbaren Leidenschaft« | 153 |
| III. 4. Gesellschaftliche Orientierung: der Höfling und sein Mäzen | 161 |
| IV. Orte des Wissens: Leiden – Wien – Karibik – Schemnitz | 173 |
| IV. 1. Leiden: Zentrum der Kolonialbotanik und des Buchdrucks . | 173 |
| IV. 2. Wien: Stadt des Staubs und der »Barbaren« (1752–1754, 1759–1763) | 180 |
| IV. 3. Karibik: Kolonialer Bewährungs- und Erfahrungsraum . . . | 186 |
| IV. 4. Schemnitz: »Die reichste Stadt in Ungarn« | 194 |
| V. Räume des Wissens: Hof / Residenz – Bergschule – Universität . . | 203 |
| V. 1. Hof / Residenz: Muskatnussbaum und Platin | 204 |
| V. 2. Bergschule: Ein Sprung ins kalte Wasser der Chemie und Metallurgie (1763–1768) | 222 |
| V. 3. Universität: Jacquin als »eine unschätzbare Wohlthat für die Universität« Wien | 233 |
| VI. Handlungsräume und Praxis | 259 |
| Laboratorium – botanischer Garten – Gelände – mineralogische Sammlung | 259 |
| VI. 1. Chemische Laboratorien: Bedingung für die Formierung zum Experten der Chemie | 259 |
| VI. 2. Botanischer Garten der Universität Wien: epistemische und pädagogische Ressource | 275 |
| VI. 3. Gelände: Botanisierbüchse und botanische Exkursionen in die »österreichischen Alpen« | 287 |
| VI. 4. Mineraliensammlung – »the most splendid specimens« in Vienna | 303 |
| VI. 5. Apotheke, Heilpflanzen und »Pharmacopoea« | 311 |
| VII. Konstellationen und Strategien | 325 |
| VII. 1. Verschränkte familiäre, freundschaftliche und wissenschaftliche Sphären | 325 |
| VII. 2. Produktive Austauschpraktiken von Wissen und Objekten via Briefwechsel | 367 |
| VII. 3. Konkurrenz: »eine Katze auf Samtpfötchen« oder ein beinhardter Karrierist? | 389 |
| VII. 4. Lehrer–Schüler–Verhältnis: Jacquins Ruf in Gefahr? | 414 |

| | |
|--|-----|
| VII. 5. Widmung, Organisation, Visualisierung und Monopolisierung | 421 |
| VIII. Auffinden – (Er)finden – Stattfinden: ein Resümee | 469 |
| Edition | 479 |
| I. Editionsrichtlinien und Beschreibung der Handschriften . . | 479 |
| II. Biographische Schriften | 480 |
| III. Briefe | 509 |
| IV. Vorworte der wichtigsten Werke Jacquins in Übersetzung . | 565 |
| Anhang | 589 |
| Zeittafel | 589 |
| Stammtafel der Familie | 591 |
| Abbildungsverzeichnis | 595 |
| Quellen- und Literaturverzeichnis | 601 |
| Personenregister | 637 |

Vorwort (Dankesworte)

Dieser Band geht auf eine langjährige Forschungsarbeit und eine Kooperation zweier Autorinnen zurück. Viele Institutionen haben uns ihre Tore freundlich geöffnet. In der letzten Phase der Entstehung des Buches haben uns zahlreiche Menschen tatkräftig unterstützt, ihnen sei besonders gedankt: Ingrid Oentrich (Fotographie), Ildikó Cazan-Simányi (Archiv des Weltmuseums) Alexander Sperl (für die Erstellung einer Graphik), Inge Göd (Matrikelrecherche), Peter Souczek (Übersetzungshilfe), Matthias Feiel (Korrektur der lateinischen Texte).

Dem Rektorat der Universität Wien, vor allem dem Vizerektor für Forschung und Internationales, Univ.-Prof. Dr. Heinz Faßmann, und besonders dem Institut für Geschichte, repräsentiert durch Univ.-Prof. Dr. Andreas Schwarcz als Institutsvorstand, der Dekanin der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität, Univ.-Prof. Dr. Claudia Theune-Vogt, ist für die nach der externen Begutachtung erfolgte Finanzierung des Bandes gedankt, ebenso unserem Sponsor Familie Marzek, Marzek-Etiketten + Packaging. Den Gutachterinnen, besonders Dr. habil. Ariane Dröscher (Bologna) und auch Dr. Alexandra Cook (Hongkong) sind wir für ihre genaue Lektüre des Manuskriptes zu Dank verpflichtet.

Marianne Klemun und Helga Hühnel, November 2016



Abb. 1: Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin mit Perücke

I. Perspektiven

I. 1. Quellen – und die bisherige Jacquin-Historiographie

Dieses Buch handelt von Pflanzen, Perücken, Vorworten, Instruktionen, Reisen, Wissensräumen, Dokumentationen, Schuhen, botanischen Gärten, Lateinkenntnissen, Gedichten, Herbarien, Briefen, Stammbuchsprüchen, Zimtpflanzen, Platin, Unterricht, Brennöfen und einer Waage, Botanik, Bergwesen und vielem mehr – aber vor allem von Selbstentwürfen und Narrationen. Alle stehen sie in Zusammenhang mit einer Figur, nämlich mit Nikolaus Joseph Jacquin (1727–1817).

Wer sich wie auch immer mit Naturforschung bezüglich der habsburgischen Länder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beschäftigt, trifft zwangsläufig auf die Aktivitäten dieses produktiven Gelehrten. Der aus Leiden stammende Naturforscher, der 1754–1759 im höfischen Auftrag die Westindischen Inseln bereist hatte und an der Bergschule in Schemnitz (Banská Štiavnica, Slowakei) Chemie und Metallurgie sowie ab 1768 als Professor der Botanik und Chemie an der Universität Wien lehrte, zählt zu den prominenten Repräsentanten der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Unzählige Pflanzen, die heute zum Bestand unseres aktuellen Wissens gehören, wurden von Nikolaus Joseph Jacquin erstmals gesammelt, beschrieben, visualisiert und benannt. Als außerordentlicher Taxonom begründete er eine Tradition, die an der Universität Wien bis heute andauert. Die steile akademische Karriere dieses Mannes, dessen besonders abenteuerliches und gleichzeitig erfülltes Leben ihn von Holland über Paris nach Wien führte, sollte in dieser Metropole ihren Höhepunkt erreichen.

Der plötzlichen Armut eines zuvor reichen holländischen Tuchhändlermilieus entronnen, konnte Jacquin in der Kaiserstadt eine Karriere antreten, die er voll Ehrgeiz und Tatendrang aktiv gestaltete. Jacquin beschrieb unzählige Pflanzen der beiden Amerikas, Afrikas und Österreichs und zählte zeitlebens in seiner *Scientific Community* zu den eifrigsten Botanikern seiner Zeit. Mehr als dreißig Publikationen, Monographien und Sammelwerke, führten zu seiner internationalen Beachtung. Das Wirken Jacquins spielte sich in vier unter-

schiedlichen Epochen ab. Die intellektuellen Tendenzen des Rokoko, der Klassik, der Aufklärung und Romantik prägte er auf seine Weise mit, er übte dabei vier Professionen aus, die des Expeditionsleiters, Universitätslehrers, Bergbeamten und publizistischen Unternehmers. Seine Kompetenzen umfassten vier Wissensfelder, Botanik, Chemie, Bergbauwesen und Pharmazie.

Eine Gesamtschau über Jacquin existiert noch nicht. Auch wir zwei Autorinnen stießen in unseren früheren wissenschaftshistorischen Publikationen unabhängig voneinander einmal da oder dort in differenten Kontexten auf das Tätigkeitsfeld Nikolaus Joseph Jacquins. Unsere Fragestellungen betrafen ganz unterschiedliche Felder. Da waren die politischen Zusammenhänge der von Österreich ausgehenden Expeditionen in die Neue Welt,¹ die »österreichische« Beteiligung an den weltweiten, von den europäischen Mächten ehrgeizig betriebenen Pflanzentransfers² und die Bedeutung des Wiener Hofes für die Erweiterung des naturkundlichen Wissens.³ Wissensräume wie die Geschichte des botanischen Gartens (*Holländischen Gartens*) von Schönbrunn⁴ als spezifischer Ort der Botanik sowie das beliebte Genre der Florenwerke⁵ als Ausdruck der auf einen bestimmten Raum konzentrierten botanischen Forschung kamen hinzu.

Bald setzten wir uns eine Synthese unseres Wissens und des bisher andernorts⁶ verstreut publizierten Wissensstandes zum Ziel. Eine Zusammenführung

-
- 1 Helga Hühnel, Botanische Sammelreisen nach Amerika im 18. Jahrhundert. In: Franz Wawrik, Elisabeth Zeilinger, Jan Mokre und Helga Hühnel (Hg.), *Die Neue Welt. Österreich und die Erforschung Amerikas*. Ausstellungskatalog (Wien 1992), 61–77. Hier wurden erstmals die Ego-Dokumente bezüglich der Reise Jacquins ausgewertet.
 - 2 Marianne Klemun, Globaler Pflanzentransfer und seine Transferinstanzen als Kultur-, Wissens- und Wissenschaftstransfer der Frühen Neuzeit. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte. Organ der deutschen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte* 29 (2006), 205–223.
 - 3 Helga Hühnel, Kaiserliche »Gärtnergesellen« bereisen Amerika. In: Elisabeth Zeilinger (Hg.), *Österreich und die Neue Welt. Symposium in der Österreichischen Nationalbibliothek. Tagungsband* (Wien 1993), 95–102; Marianne Klemun, *Der Holländische Garten in Schönbrunn: Inszenierte Natur und Botanik im herrschaftlichen Selbstverständnis des Kaiserhauses*. In: *Schönbrunner Gärten (= Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* LVII, Heft 3 u. 4, 2003), 426–435.
 - 4 Marianne Klemun, Botanische Gärten und Pflanzengeographie als Herrschaftsrepräsentationen. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte. Organ der deutschen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), 330–346.
 - 5 Marianne Klemun und Manfred A. Fischer, Von der »Seltenheit« zur gefährdeten Biodiversität (Aspekte zur Geschichte der Erforschung der Flora Österreichs). In: *Neilreichia* 1 (2001), 85–131.
 - 6 Besonders wichtig aus Gründen des ausgezeichneten Quellenbezugs sind: Wilfried Oberhammer, *Die Chemie an der Universität Wien in der Zeit von 1749 bis 1848 und die Inhaber des Lehrstuhls für Chemie und Botanik*. In: *Studien zur Geschichte der Universität Wien*. Bd. III (Graz 1765), 126–202; zu Jacquin: bes. 140–160; Walter Lack, *Die Berufung von Nikolaus Joseph Jacquin an die Universität Wien*. In: *Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien*. 102 B (2000), 375–388; Walter Lack, *Jacquin's »Selectarum Stirpium Americanarum Historia«*. The extravagant second edition and its title pages. In: *Curtis's Botanical Magazine*.

all dieser relevanten Einzelheiten stellte ein dringliches Forschungsdesiderat dar, da doch einige der dargestellten Einzelheiten zu korrigieren sind.⁷ Dass unser Forschungsinteresse eine Erweiterung und Vertiefung der eigentlichen Quellenbasis implizierte, ist klar. Jahre der Materialsammlung vergingen, während inzwischen weitere Studien von HistorikerInnen⁸ oder Botanikern⁹ erschienen. Dennoch hielten wir an unserem gemeinsamen Plan fest. Wir erkannten immer mehr, dass die bisherigen Arbeiten zwar einige der Quellen bereits vor uns da oder dort kurz konsultiert, aber diese nicht tiefgehend und schon gar nicht diskursiv ausgewertet hatten.¹⁰ Etliche der von uns aufgefundenen Archivalien in den Darstellungen wurden sogar noch nie einer eingehenden Analyse unterzogen.¹¹ Deshalb erschien uns eine umfangreiche quellenengesättigte Studie über Jacquins Wirken – trotz der vielen bereits bestehenden Publikationen – dennoch sinnvoll zu sein.

Wir können nun sagen, dass es ein echter Glücksfall ist, dass sich die Quellenlage zu Nikolaus Joseph Jacquins Aktivitäten letztlich als reichhaltig erweist. Biographische handschriftliche Niederschriften¹² und gedruckte bio-

Vol. 15, Part 3 (Kew 1998), 194–214; Walter Lack, Ein Garten für die Ewigkeit: der Codex Liechtenstein (Bern 2000).

- 7 Korrekturen betreffen insbesondere die Reiseroute der Karibikreise und die familiären Verhältnisse. Auch Verknappungen der Aussagen bezüglich der Karriereverläufe werden berichtigt werden.
- 8 Christa Riedl-Dorn, »Karibik–all inclusive«. Ein Brief des Forschers Nikolaus von Jacquin von der Karibik-Expedition 1756. In: Harald Heppner, Alois Kernbauer, Nikolaus Reisinger (Hg.), In der Vergangenheit viel Neues. Spuren aus dem 18. Jahrhundert ins Heute (Wien 2004), 254–256; Bettina Dietz, Contribution and Co-production: The Collaborative Culture of Linnaean Botany. In: *Annals of Science*, 69:4 (London 2012), 551–569.
- 9 Santiago Madriñán, Nikolaus Joseph Jacquin's American Plants. Botanical Expedition to the Caribbean (1754–1759) and the Publication of the *Selectarum Stirpium Americanarum Historia* (Leiden / Boston 2013).
- 10 Maria Petz-Grabenbauer, Zu Leben und Werk von Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin. In: *Wiener Geschichtsblätter*, Heft 50 (Wien 1995), 121–149; Maria Petz-Grabenbauer, Der Botanische Garten der Universität Wien als wissenschaftliche Forschungsstätte unter Joseph Franz von Jacquin. In: *Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte* 16 (Wien 1996), 1–20; Maria Petz-Grabenbauer, Der »Hortus Botanicus Vindobonensis« unter der Leitung von Joseph Franz von Jacquin, Stephan Endlicher und Eduard Fenzl (Ungedr. Diss. Univ. Wien 1997); Maria Petz-Grabenbauer, Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin (1727–1817). In: Helmuth Grössing und Gerhard Heindl (Hg.), *Heimat großer Söhne*. (Frankfurt 1997), 9–26; Maria Petz-Grabenbauer, Nikolaus Jacquin und die botanischen Gärten in Wien. In: *Schönbrunner Gärten* (= *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* LVII, Heft 3 u. 4, 2003), 498–507; Maria Petz-Grabenbauer, *Impressionen zu Zauber und Zauberflöte*. In: *Mensch-Wissenschaft-Magie*. *Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte* (Wien 2006), 57–94.
- 11 Das Briefkorpus wurde bisher in den Arbeiten kaum umfangreich ausgewertet. Einige Male haben Oberhammer und Lack darauf Bezug genommen, ohne die Quelle genau zu zitieren.
- 12 ÖNB, HAD, Cod. Ser. n. 9756; Cod. Ser. n. 20235; Cod. Ser. n. 9755. Siehe dazu die Edition II. im zweiten Teil der Arbeit.

graphische Details, wie sie die Vorworte seiner wichtigen Werke¹³ beinhalten oder in den Einleitungen von Briefeditionen vorkommen,¹⁴ Nekrologe, Einträge in Taufbücher, Geburts- oder Heiratschroniken¹⁵ und in die Malerakademie,¹⁶ einschlägige Korrespondenzen,¹⁷ Gutachten, Kostenaufstellungen und Empfehlungsschreiben, Instruktionen, Spesenbelege,¹⁸ amtliche Registrationen;¹⁹ eine Vorlesungsmitschrift,²⁰ Beurteilungen durch Zeitgenossen in Reisebeschreibungen, Rezensionen und in Jacquin gewidmeten Gedichten und seine zahlreichen Briefe – es sind viele kleine Mosaiksteine, die zusammengefügt ein differenziertes Bild der Kontexte und Jacquins Involvierung in sie ergeben.

Auch wenn sich unser intensiver Quellenbezug von Jahr zu Jahr erweiterte, konnten wir Jacquins Korrespondenz dennoch nicht voll ausschöpfen. Das auf ihn und seinen Adressatenkreis zurückgehende Briefmaterial ist umfangreich und wird wohl erst in weiteren Projekten noch intensiver bearbeitet werden müssen. Ein diesbezüglicher Anfang jedenfalls ist durch unsere Studie nun getan. Nur einige der neuen, bisher in der Forschung nicht berücksichtigten Quellen werden in dieser Publikation, wenn vom Platz her möglich, in vollem Wortlaut ediert, um sie somit auch der weiteren Interpretation und Diskussion zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Typus an Originalschriften zählen wir auch die Einleitungen in Jacquins Werken, weil er sich damit als Individuum bewusst einer breiteren Öffentlichkeit präsentierte. Sie werden aus dem Lateinischen übersetzt dem Anhang beigegeben. Jene Quellen, die noch nie ausgiebig einer

13 Einige ausgewählte Vorworte befinden sich in Übersetzung in unserer Edition.

14 Stefan Endlicher, Praefatio. In: Caroli Linnaei Epistolae ad Nicolaum Josephum Jacquin (Wien 1841). Die Übersetzung der lateinischen Einleitung befindet sich ebenfalls in unserer Edition.

15 Siehe Quellenverzeichnis. Wir möchten hier Frau Inge Göd danken, deren intensive Recherchen in den Kirchenmatrikeln uns eine große Hilfe war.

16 Siehe: Archiv der Akademie der bildenden Künste: Chronologisches Verzeichnis der Eintrittsdaten 1738–1765.

17 Besonders aufschlussreich sind: 4 Briefkonvolute, die verstärkt in unserer Arbeit berücksichtigt werden: Nikolaus Joseph Jacquin, Litterae 37 ad Iacobum Gronovius a. 1744–1759, ÖNB, HAD, Cod. 12778. Kurzzitat: ÖNB, HAD, Cod. 12778; Briefe Benoit Aquarts an N. Jacquin während der Karibikexpedition, Naturhistorisches Museum Wien, Archiv für Wissenschaftsgeschichte, Jacquins Briefe. Kurzzitat: NHM, AfW; Briefwechsel zwischen Linné und Jacquin, *The Linnaean correspondence*, an electronic edition prepared by the Swedish Linnaeus Society, Uppsala, and published by the Centre international d'étude du XVIII^e siècle, Ferney-Voltaire. Kurzzitat: *The Linnaean correspondence*, linnaeus.c18.net; 49 Briefe Nikolaus J. Jacquins an Joseph Jacquin (1788–1791). Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Bibliothek, Nachlasssammlung, Nachlass Heufler, Jacquin-Briefe. Kurzzitat: TLMF, Bibl., NL-Smlg, Heufler.

18 Haus-, Hof- und Staatsarchiv (HHStA), Hausarchiv, Poschakten, JS, Karton 2, 2–16.

19 Siehe dazu die Quellenbestände im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, im Universitätsarchiv Wien und im Wiener Stadt- und Landesarchiv (siehe Quellenverzeichnis).

20 Budapest, Országos Széchényi Könyvtár (Ungarische Nationalbibliothek), Nikolaus Jacquin, Collegia Chymica. Quart. Germ. Handschrift 237.

Analyse unterzogen wurden, nämlich die Jugendbriefe Jacquins an seinen Freund Jacobus Gronovius,²¹ haben wir in Regestenform erschlossen, einige davon transkribiert und in Übersetzung ediert. Warum nur einige? Eine Gesamtedition hätte den Umfang unseres Buches tatsächlich gesprengt. Eine Selektion nehmen wir nach jenen inhaltlichen Kriterien vor, die wir im nächsten Kapitel erläutern werden. Aus denselben Gründen haben wir auch ferner aus den umfangreich von uns durchgesehenen Briefsammlungen nur einige wenige Briefe in die Edition aufgenommen. Unsere Analyse wird sich im Wesentlichen auch auf diese Korrespondenzen stützen und sie immer wieder für unsere Deutung heranziehen. Ebenso haben wir die biographischen handschriftlichen Darstellungen einschließlich der Schilderung der Karibikreise in den Editionsapparat integriert, weil sie für unsere spezifische Fragestellung, nämlich die bezüglich der Ausformung des Jacquin'schen Selbstbildes, entscheidend sind. Zum Teil wurden diese biographischen Quellen in der bisherigen Sekundärliteratur schon benutzt, auch teilweise wiedergegeben, aber wenn vollständig, doch auch mit vielen Fehlern.²² Im Mittelpunkt unserer Quellenanalyse stehen neben den Dokumenten aus unterschiedlichsten Archiven (Österreichisches Staatsarchiv, Archiv des Münz- und Bergwesens in Wien, Universitätsarchiv Wien, Wiener Stadt- und Landesarchiv, der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Archiv in Schemnitz / Banská Štiavnica, Slowakei), Archiv der Linnaean Society in London, etc.) besonders Korrespondenzen, die sich in verschiedenen Einrichtungen wie in Leiden, Berlin, Nürnberg, Erlangen, Wien, Salzburg, Innsbruck, Bonn, London, Uppsala und Den Haag etc. befinden beziehungsweise auch online²³ oder gedruckt zugänglich²⁴ sind. Die Auswahl der hier edierten Quellen zielt nicht auf Vollständigkeit, weil etwa jene im Archiv des Naturhistorischen Museums in Wien aufbewahrten nur unter erschwerten Umständen und auch nur teilweise einsehbar waren. Die hohe Wertschätzung von Quellen bildet sich in dem Band insofern ab, als der Edition breiter Raum gegeben wird.

Die Konzeption des Buches impliziert zwei Teile, Darstellung und Edition, sie ist deshalb so gestaltet, damit der umfangreich beigezeichnete Editionsapparat auch ohne unsere Analyse konsultiert werden könnte.

21 ÖNB, HAD, Cod. 12778. Wilfried Oberhammer und Walter Lack werteten einige Stellen dieses Briefkonvoluts aus.

22 Die inzwischen im Internet verfügbare Edition enthält etliche Lesefehler.

23 *The Linnaean correspondence*, linnaeus.c18.net.

24 Neil Chambers (Ed.), *Scientific Correspondence of Sir Joseph Banks, 1765–1820*. 6 vol (London 2007).

I. 2. Spuren, Narrative, Methoden: »Während Famas Flügel noch bangen«

In einem Brustbild²⁵ (Abb. 1, siehe S. 11) ist Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin im Profil abgebildet. Wir würden uns mit dieser Betrachtung nicht weiter aufhalten, weil doch auch genug andere Bildnisse dieses Gelehrten existieren, gäbe es da nicht die ins Auge fallende Bildlegende! In ihrer Bedeutung ist sie zunächst nicht sofort verständlich, denn sie lautet: »Illum aget penna metuente solvi Fama superstes. Horat.« »Jenen (Proculeius²⁶) wird unsterblicher Nachruhm forttragen, während Famas²⁷ Flügel noch bangen, sie könnten (wie der Ikarus²⁸) zerflattern.« Was als sapphische Strophe zu lesen ist und lateinaffin den Carmina (Oden) des Horaz²⁹ entnommen wurde, regt zur Interpretation an. Denn mit ihr wird eine zentrale Sinngebung der intellektuellen Eliten angesprochen, die Sorge um Ruhm und Unsterblichkeit. Beide waren aneinander gekoppelt. Seit der Renaissance wurde Ruhm und großes Ansehen als Spiegel der gesellschaftlichen Wertmaßstäbe und eines geglückten Lebens angesehen. Und immer mehr blieb der Besitz von Ruhm nicht mehr wie in der Antike den Göttern vorbehalten,³⁰ sondern konnte durch eigene Anstrengung erwirkt werden. Wohl hatte sich seit der Renaissance die Vorstellung darüber, wie Ruhm erworben werden konnte, geändert, aber als Lebensferment hatte er seine Anziehungskraft nicht verloren.

Jacquins Bezug auf die allfällige Unstetigkeit des Ruhms stellt in seiner Zeit keinen Einzelfall dar. Setzt man den Proculeius in der Bildlegende mit Jacquin gleich, bleibt auch der Verweis auf die familiäre Sukzession sinnvoll, die nicht durch Geld, sondern durch den Stamm gegeben schien. Denn im gleichen Atemzug wurde gefragt, was des »Reichtums wahrer Wert«³¹ sei. Nikolaus Joseph Jacquin legte zudem großen Wert auf seine klassische Bildung, weshalb die Annahme berechtigt ist, dass er die Bildlegende bewusst gewählt hatte. Es mögen

25 <http://data.onb.ac.at/rec/baa18845470>. »Nic. Ios. A Iacquin nat. lugd. Bat XIV cal. Mart. MDCCXXVII.« Gemälde von Jos. Kritzinger, gestochen von Jakob Adam (Artaria 1784).

26 Der volle Name wäre Gaius Proculeius Varro Murena.

27 Fama wird bei Vergil (Aeneis IV, 173–188) als nimmermüdes Vogelmonster beschrieben, das unter jeder Feder ein Auge, ein Ohr und einen schnatternden Schnabel hat.

28 Des Ikarus Flügel waren durch Wachs zusammengeklebt, als er zu hoch hinauswollte, schmolz es.

29 Horaz, Carmina (Oden) II 2, 7f. »Was sind schon die Schätze und Geld? Berühmt geworden ist des Augustus Freund Proculeius nicht, weil er so viel davon besaß, sondern weil er sein Erbteil mit seinen Brüdern, die ihr Vermögen im Bürgerkrieg eingebüßt hatten, teilte.« Michael Petschenig (Ed.), Q. Horatius Flaccus. Auswahl (Wien 1919), 51.

30 Siehe allgemein: Klaus Thiele-Dohrmann, Ruhm und Unsterblichkeit. Ein Menschheits-traum von der Antike bis heute (Weimar 2009).

31 Michael Petschenig (Hg.), Q. Horatius Flaccus. Auswahl (Wien 1919), 51.

wohl auch Ovids Worte auf dem klassisch gebildeten Jacquin gewirkt haben, die da lauten: »Habe vollbracht nun ein Werk [...] Auf ewig und unzerstörbar wird bleiben mein Name [...] im Ruhme ich leben.«³²

Jacquins Verweis auf den Phönix, der durch eine mythologische Figur in Händen gehalten wird, tauchte in dem Titelblatt seiner zweiten botanischen Publikation auch auf³³ (Abb. 2). Beide, das Bildprogramm und die bereits zitierte Bildlegende, bieten einen inhaltlichen Bogen für unsere Studie, die um die Selbstkonstituierung unseres Protagonisten kreist. Wir fragen nach Selbstwürfen Jacquins, in welchen Situationen sie formuliert wurden, welche Spuren sie hinterließen, wie sie sich festigten und den Ruhm sowie den Nachruhm letztlich beeinflussten, ja sogar fundierten.

»Jacquin! Unsterblich ist Dein Nahm', er blühet / Im Blümchen auf der Alpe grüne Matten, Er lebt im Baum' der weit entlegenen Küste Columbiens«³⁴ – so lautet eine Stelle aus der akademischen Gedächtnisfeier, in der Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin anlässlich seines Todes gedacht wurde (Abb. 3). Nicht jeder seiner Berufskollegen ist mit solchen achtungsvollen Worten bedacht worden wie Jacquin, der seit 1768 den Lehrstuhl als Professor der Botanik innerhalb der Medizinischen Fakultät der Wiener Universität und die Leitung des Botanischen Gartens am Rennweg innegehabt hatte. Im Vergleich dazu können wir mit den meisten Rektoren dieser Phase der Universität Wien außer der Kenntnis des Namens nichts verbinden, keine ihrer Meriten sind ins öffentliche Wissen eingegangen. Bei Jacquin war das ganz anders. Bereits zu Lebzeiten war er im Jahre 1812 als ehemaliger Rektor der Jahre 1808/1809 öffentlich im großen Saal der Universität in einer musikalischen Akademie, bei der die Hofsängerknaben und die »Choristen der Hoftheater« unter der Leitung des Dirigenten Wranitzky³⁵ für die musikalische Untermalung sorgten, mit der Enthüllung seines Konterfeis und auch biographisch gewürdigt worden.³⁶

32 *Metamorphosen* 15,871–872; 15, 875–879, zitiert nach: Diane Middlebrook, *Der junge Ovid. Eine unvollendete Biographie* (Salzburg 2012), 17.

33 Nikolaus Joseph Jacquin, *Enumeratio stirpium plerarumque, quae sponte crescunt in agro Vindobonensi, montibusque confinibus* (Wien 1762).

34 Johann Nepomuk Raimann, *Rede zur Gedächtnissfeyer [!] des Hoch- und Wohlgebornen Herrn Nic. Jos. Freyherrn v. Jacquin, gehalten im Saale der Hohen Schule am 9. Juni 1818* (Wien 1818), V.

35 Gemeint ist Anton Wranitzky (1761–1820), der jüngste Bruder des Komponisten Paul Wranitzky (1756–1808), der bei Mozart studiert hatte und ab 1807 Direktor des Wiener Hoftheaters und ab 1814 als Kapellmeister am Theater an der Wien wirkte.

36 [Anonymus] Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin. Eine biographische Skizze. In: *Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat*. Jg. 1812 (Wien 1812), 363–366. Bereits hier wurde auf den handschriftlichen Text zurückgegriffen. Zur Organisation der Feier siehe auch UAW [Universitätsarchiv Wien], CA 1.0.430 *Ansuchen der Medizinstudenten zur Abhaltung einer Feierlichkeit zu Ehren der Professoren von Jacquin 1812*.

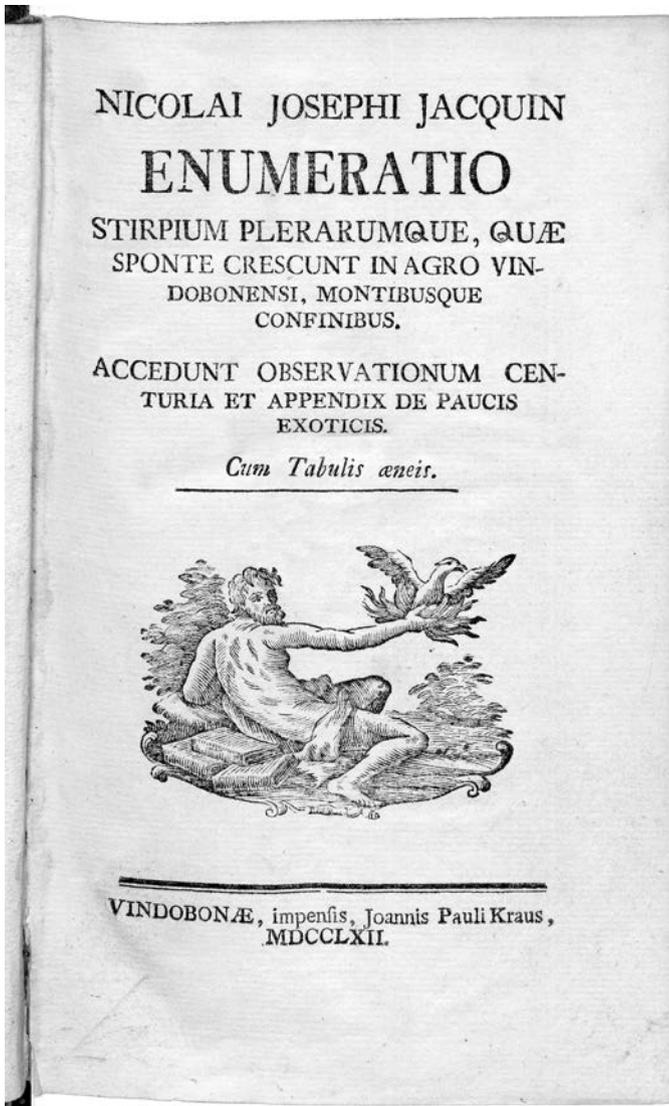


Abb. 2: Titelblatt der zweiten Publikation Jacquins mit Phönix (N. J. Jacquin, Enumeratio stirpium 1762)

Zeitlich mit dem allmählichen Rückzug Jacquins als Professor an der Universität zusammenfallend erschien ein »Hymnus an Flora« (1790), in dem Jacquins Werke allgemein Beachtung fanden.³⁷ Der Autor, Baron von Lühe, Kammerherr

37 [Anonymus], Hymnus an die Flora. Dem Freyherrn von Spielmann gewidmet (Wien 1790).



Abb. 3: Triumphierende Putti, den Ruhm verkündend: Vignette, die in Jacquins Publikationen öfter als schmückendes Detail vorkommt

und Administrator der Staatsgüter, blieb zunächst anonym. Kein Geringerer als Herder nahm eine Strophe in sein Oeuvre auf,³⁸ die der Berliner Botaniker Willdenow sodann rezipierte. Zu diesem Zeitpunkt wusste Usteri zu berichten, dass dieser Hymnus bei Auktionen teuer ersteigert worden war. Sodann konnte er auch den Autor bestimmen.³⁹ Unter dem veränderten Titel »Flora und Ceres« erzeugte das Gedicht nun weiterhin großes Aufsehen und wurde als Muster beschreibender Poesie gepriesen.⁴⁰ Für Jacquin hatte er die Funktion einer wirksamen Werbekampagne, die ihn nun auch in wissenschaftsfernen Kreisen bekannt machen sollte.

Angesichts der Leichenfeier für Nikolaus Joseph Jacquin erschienen ebenfalls Gedichte, eines in Form von drei elegischen Distichen,⁴¹ das den immer wieder »erblühenden Ruhm« thematisierte (Abb. 4). Gesichert sei dieser, so der Poet, nicht zuletzt durch die von Jacquin durchgeführte Benennung von Pflanzen, »die den strahlenden Namen Jacquin in die Mäuler der Menschen bringen«⁴² werde.

38 Johann Gottfried Herder, *Herders Werke zur schönen Literatur und Künste*, 7. Teil (Tübingen 1806), 148.

39 Paul Usteri (Hg.), *Annalen der Botanick* (Zürich / Leipzig 1791 bis 1800), 21. St., 143f.

40 [Karl Emil Freiherr von der Lühe], *An Flora und Ceres* (Wien 1802). Eine vierte Auflage erschien 1806.

41 Anton Josef Stein, *Deutsche, lateinische und griechische Gedichte* (Wien 1843), II, 18: *Ad sacra funebria Nic. Jos. L. B. Jacquin. MDCCCVIII. Quae tibi, sancte Hominis tota ex Asia frugalissimi. Cic.-Cato sanctus et innocens, LIV.*

42 Stein, *Gedichte* (1843), 18.

Sogar in Versform wurde die für die Botanik so wirksame Gedächtnisart der Namensgebung zelebriert. Sie übertraf jede Art von Denkmalkultur, weil sie in die Praxis des Umgangs mit Pflanzen einfluss.

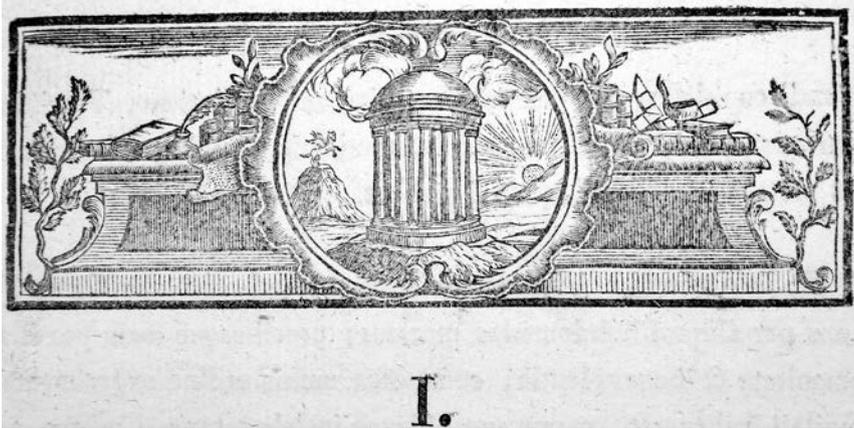


Abb. 4: Tempel des Ruhmes mit Phoenix im linken Bildteil, Vignette (Jacquin, Collectanea 1790)

Die Poesie wirkte in einer breiteren Öffentlichkeit, selbst die Damenwelt war daran beteiligt.⁴³ Der Botaniker Leopold Trattinnick, Schöpfer der Wiener romantischen Blumensprache, der Jacquin ebenfalls in Versen verehrte, fasste sie in Worte, die da lauteten:

»Seine [Jacquins] Wirksamkeit, die Spuren / Waren Blüten klein und groß. Ja es war ein Blumenleben, Wie einst in der goldnen Zeit; All sein Thun, und all sein Streben / Wohlgeruch und Lieblichkeit!«⁴⁴ Und die Dichtung endet mit dem Satz: »Glücklich ist nur Er zu nennen; Ihm blüht die Unsterblichkeit!«⁴⁵

In seiner Gedächtnisrede nach Jacquins Tod fand der Pathologe und Kliniker Johann Nepomuk Raimann in seinen biographischen Ausführungen patriotische Worte bezüglich eines Jacquin gebührenden Ruhms, den er nun dem »Vaterland« unterordnete:

»Wir müssen Holland das Verdienst gönnen, ihn geboren und erzogen; – Frankreich die Ehre, ihn vielfach angeregt und eingeübt zu haben; aber den Ruhm, ihn gastlich

43 So etwa: Enks Blumen, III. Gesang. In: Der Oesterreichische Zuschauer, Nr. 34 (1840), 337; Gabriele von Baumberg, »Mein Dank an den Herrn Hofrat Jaquin [!] für die Mittheilung seines Porträts«. In: Sämmtliche Gedichte (Wien 1800), 206–207.

44 Leopold Trattinnick, Am Sarge des Freyherrn Nikolaus von Jacquin; am 16. Oktober 1817. In: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode 89 (1817), 317–318, hier 318.

45 Leopold Trattinnick, Am Sarge (1817), 318.

aufgenommen, ihn erkannt und auf seine eigenthümliche Laufbahn gewiesen, den ersten Flügelschlägen seines Genius Beyfall zugejauchzt, ihm eigenen Herd gegeben zu haben, Ehebett, theure Pfänder der Liebe, Gönner, Muse, Einkommen, Rang; und was sonst zu Preisen des Lebens oder zu Bausteinen des Tempels der Unsterblichkeit zählen mag, – diesen Ruhm eignet mit gerechtem Stolz unser Vaterland, eignet dieses Österreich sich zu.«⁴⁶

Jacquin, der Niederländer, war nun im öffentlichen Gedächtnis zum »Österreicher« mutiert, er wurde in die Gedächtniskultur des Staates integriert, weil dieser ihm die Möglichkeit des Aufstiegs geboten hatte. Auch die Brüner Zeitung hielt anlässlich des Todes von Jacquin fest:

»Am 26. Okt. wurde dem Oesterreichischen Staate einer seiner verehrungswürdigsten Bürger entrissen; Nikolaus Joseph Freiherr v. Jacquin, der Nestor unter den europäischen Naturforschern, und einer der glücklichsten Greise in Oesterreich, welcher die schönsten Jahre der glorreichen Regierung Theresiens gesehen, und das Ende der 28jährigen Stürme, die Europa verheerten, noch erlebt hatte.«⁴⁷

Für die Restauration nach 1815 war die maria-theresianische Zeit die weitaus geschätztere Epoche im Unterschied zu jener Josephs II. Wiewohl Jacquin in vier Regierungszeiten gewirkt hatte, wurde er nur jener »glorreichen« Zeit Maria Theresias zugeordnet. Ein anonymen Verfasser sah in Jacquins Wirken ein der »Wissenschaft, dem Staate und der Menschheit« geweihtes Leben, das es verdiene, »es mit allen Kränzen des edelsten Ruhmes auszus schmücken.«⁴⁸ Wissenschaft und Staat erfuhren hier ihre Überhöhung, da sie sich im Dienst an der Menschheit übertrafen. Als im Jahre 1819 der Künstler Daniel Böhm beauftragt wurde, eine Gedenkmünze zu gestalten, wurde in der Presse der Vorzug dieser Medaille angesichts der Erlangung eines Preises an der Akademie mit folgenden

46 Raimann, Rede zur Gedächtnissfeyer (1818), 12; Ein Hinweis auf den Druck dieser Rede strich Raimanns Überlegung heraus, dass »Jacquin als ein Ebenbild des von ihm meisterhaft geschilderten Musterbildes eines Lehrers« verstanden wurde. Vgl. [Anonymus], Rede. In: medicinisch-chirurgische Zeitung (1818), 209–213, hier 211.

47 [Anonymus], Jacquin's Totenfeier. In: Österreichischer Beobachter, 2. Juli 1818, Nr. 183; identer Artikel in Lemberger Zeitung, 17. Juli 1818, Beilage zu Nr. 85; ein etwas ausführlicher Nekrolog erschien in der Brüner Zeitung der k.k. privat-mährischen Lehenbank, 13. Dezember 1817, 1371–1372. Das Totenbeschauprotokoll lautete: »Am 26ten Wohlgebohrne Hr. Nikolaus Joseph Freyherr von Jacquin, der Königl. Hungar. St. Stephans-Ordens-Ritter, der Arzneykunde Doctor, k.k. wirklich niederhungerischer Bergrath, u. emeritirte Professor der Chemie und Botanik, dann gewester Rector Magnificus, an der hohen Schule zu Wien, im Jacquinschen Haus Nr. 806 in der Oberen Bäckerstraß an Altersschwäche alt 91 Jahr abend 6 Uhr.« Wiener Stadt- und Landesarchiv, Totenbeschauprotokoll, Rolle 140, Zahl 59 6351, fol. 13. Fast derselbe Wortlaut findet sich in der Kurzmeldung in der Wiener Zeitung, 29. Oktober 1817, S. 1000.

48 [Anonymus], Nikolaus Joseph Jacquin. In: Franz Sartori (Hg.), Oesterreichs Tibur oder Natur= und Kunstgemälde aus dem österreichischen Kaiserthume (Wien 1819), 322–350, hier 322.

Worten betont: »Die gedachte Denkmünze stellt auf der Vorderseite das Bildnis des durch Europa wie in Amerika gleich hoch verehrten, nun verewigten Botanikers Jacquin mit der sprechendsten Ähnlichkeit dar.«⁴⁹ Damit wurde Jacquin offensichtlich der Status eines in Europa und Amerika verehrten Weltbürgers zugeschrieben. Im Festsaal des Universitätsgebäudes, so die Ankündigung der Presse 1823, sollte Jacquin in Zusammenhang mit seiner Lieblingswissenschaft erinnert werden:

»In diesem Saale wird nächstens ein von Knapp verfertigtes Gemälde⁵⁰ zu Ehren des Freyherrn Nikolaus von Jacquin aufgestellt werden. Dieses Gemälde stellt einen Saal vor, durch Säulen von rothem Marmor mit grünen Vorhängen einfach verziert, und an den Wänden mit Nischen versehen. Ein Blumenstrauß, aus allen 24 Classen des Linnischen Systemes, die ausgezeichneten Lieblinge Florens enthaltend, erhebt sich aus einer Bronze-Vase auf einem Piedestale, an dessen Stirnseite sich *Linnea borealis* und die *Jacquinia mucronata* über Jacquin's Büste zum sinnvollen Kranze verschlingen.«⁵¹

Den Gedenkstein, der sich heute im Botanischen Garten in Wien befindet, nachdem er vom Matzleinsdorfer Friedhof entfernt wurde, entwarf und fertigte der Steinmetz Pranter; die Kosten von 1266,10 Gulden übertrafen wohl so manches bürgerliche Budget.⁵²

Das kulturelle Gedächtnis blieb Jacquin auch im 19. Jahrhundert gewogen. Im Jahre 1892, als in der »K. und k. Akademie der Wissenschaften« in Wien die Columbusfeier begangen und der Entdeckung Amerikas 1492 gedacht wurde, »waren Bildnisse Jacquin's und Pohls umgeben von Pflanzen aus den Tropen Amerikas aufgestellt und vor diesen Bildnissen befanden sich auf einem Tische die von österreichischen Forschern veröffentlichten Amerika betreffenden naturwissenschaftlichen Werke,«⁵³ wusste der Botaniker Kerner von Marilaun anlässlich seiner Festrede am 12. Oktober 1892 in der k.k. Geographischen Gesellschaft (Wien) zu berichten. Jacquin war in die Nähe des bekanntesten Entdeckers der europäischen Expansionsgeschichte gerückt worden.

Ruhm stellt sich stets auf ganz verschiedenen Wegen ein und wechselt auch

49 Kunst-Nachricht. In: Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur, 27. Mai 1819 (1819), 513.

50 Das Gemälde befindet sich heute in der Kunstsammlung am Belvedere in Wien. Siehe auch: Johann Baptist Rupprecht, Jacquins Denkmal durch den Blumenmaler Knapp (1821). In: Johann Knapp – Jacquins Denkmal (Wien 1976), 5–13.

51 Universität. In: Heinz Heinrich Böckh (Hg.), Merkwürdigkeiten der Haupt- und Residenz-Stadt Wien und ihrer nächsten Umgebungen. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde (Wien 1823), 334.

52 Wiener Stadt- und Landesbibliothek, I.N. 7152, Rechnung ausgestellt am 12. April 1823. Beiliegend befindet sich auch die Skizze des Gedenksteins.

53 Anton Kerner von Marilaun, Der Antheil Oesterreichs an der naturwissenschaftlichen Erforschung Amerikas. In: Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft N. F. (1893), 85–99, hier 88.

leichtfüßig seinen Wertebezug. Er trägt zwei sich widersprechende Seiten, er ist stets flüchtig und doch auch nachhaltig. Wird er aber nicht aktualisiert, fällt er seinem Feind, dem Vergessen, anheim. Zwei Jahrzehnte nach Nikolaus Jacquins Tod widmete Leonhard von Knoll ihm ein ausführliches Gedicht, das er offensichtlich Jacquins Sohn in den Mund legte, wenn es heißt: »Jacquin, der Sohn, vor dem Tempel des Ruhmes.«⁵⁴ Den lyrischen Andeutungen folgten sogar seitenlange »Erläuterungen«⁵⁵ mit historischen Erklärungen, um den Ruhm zu belegen, waren doch nach 40 Jahren die Meriten der zeitgenössischen Leserschaft wohl nicht mehr geläufig. Der Tempel des Ruhmes wurde nicht mehr dem Vaterland geweiht, sondern jenem, der »mit Ernst der Natur Inn'res [!] erkundet.«⁵⁶ Die Natur war in den Mittelpunkt der Ruhmessehnsucht gerückt.

Im Jahre 1905 tagte der »Internationale botanische Kongress« in Wien als zweites Großereignis seines Zeichens nach Paris. Für die Taxonomie war er von außerordentlicher Wirkung, weil die Nomenklaturregeln festgelegt wurden, die bis heute gelten. Der Physiologe Julius Wiesner, der sich persönlich für die Geschichte der Botanik sehr interessiert hatte, betonte als Präsident in seiner Eröffnungsrede ganz bewusst die herausragende Wiener Tradition:

»Der Boden, auf welchem unser Kongreß sich vollzieht, ist der Pflege der Botanik stets günstig gewesen: ja mit Bezug auf die Entwicklung unserer Wissenschaft dürfen wir vielleicht, ohne zu übertreiben sagen, daß er ein klassischer gewesen ist. Es hat ja die beschreibende Botanik hier ihre großen Vertreter gehabt. Ich nenne die Namen Clusius, Nicolaus Jacquin, Endlicher.«⁵⁷

Jacquin wurde in diesem Kongress ganz besonders gewürdigt, denn es wurde dessen Bildnis enthüllt und die in der Orangerie von Schönbrunn gezeigte opulente Ausstellung, die sich der Geschichte der Botanik widmete, führte Linnés Briefe an Jacquin als besonders interessante Dokumente vor.⁵⁸ Ein bleibendes öffentliches Dokument dieses Ereignisses belegt ein Fresko, das auf einem nahe dem Botanischen Garten befindlichen Haus (Sperlgasse 1a) angebracht wurde und das von dem Künstlerehepaar Hans Moser und Erna Moser-

54 Josef Leonhard Knoll, Jacquin der Sohn, vor dem Tempel des Ruhmes. In: Der Österreichische Zuschauer Nr. 34, Mittwoch 18. 3. 1840 (1840), 337–341.

55 [Anonymus], Erläuterungen zur Vision: Jacquin der Sohn, vor dem Tempel des Ruhmes. In: Besondere Beilage zur Nr. 34 des Österreichischen Zuschauers 8 (1840), 346–352.

56 Knoll, Jacquin (1840), 338.

57 Julius Wiesner, Eröffnungsrede. In: Richard von Wettstein, Julius Wiesner, Alexander Zahlbruckner (Hg.), Verhandlungen des Internationalen botanischen Congresses in Wien 1905 (Jena 1906), 20–22, hier 21.

58 Bericht über die Ausstellung in der Orangerie. Siehe: Zahlbruckner (Hg.), Verhandlungen des Int. bot. Congresses (1905), 61.

Piff⁵⁹ signiert ist. Wiewohl es später entstand, verweist es historisierend auf das Jahr 1905.

Der Erinnerungskult wird auch weiterhin bedient. Wie kaum eines anderen Botanikers gedenkt man auch heute noch in Wien immer wieder dieses Mannes, seiner im Auftrag des Hofes 1754–59 stattgefundenen Karibikreise und seiner unzähligen botanischen Werke. Er lebt in einem Straßennamen weiter, 1977 wurde ihm eine Sonderpostmarke⁶⁰ und 2004 eine Ausstellung in der Universitätsbibliothek gewidmet, um hier nur einige Höhepunkte dieser Gedächtniskultur zu erwähnen. Auch die Ahnenreihe an Skulpturen in den Arkaden der Universität Wien und die Fassade des Naturhistorischen Museums in Wien haben ihn wie in eine Ehrengarde aufgenommen.⁶¹ Warum Jacquin diese außerordentliche Wertschätzung bis heute zuteil wurde und auf welchen spezifischen Konfigurationen von Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft die große Ehrenbezeugung beruhte, sind Fragen, die uns in unserer Studie interessieren.

Wenngleich jede wissenschaftliche Anerkennung immer an Leistung geknüpft ist und jede Forschungsarbeit sowie deren Ergebnisse sicher die wichtigste Voraussetzung für Geltungsansprüche darstellen, mögen sich entsprechende Meriten jedoch nicht automatisch einstellen, sondern werden zunächst in der wissenschaftlichen *Community* ausgehandelt. Diese Gemeinschaft⁶² scheint zwar in sich geschlossen zu sein, aber sie kommuniziert noch im 18. Jahrhundert mit anderen Bereichen einer Gesellschaft, in deren Werten sie verankert ist.⁶³ Diese sorgten des Weiteren für die Aufnahme in das kulturelle Gedächtnis⁶⁴ der Eliten. Die Bewertung von Leistungen oder die Frage, in welcher Weise solche in einer bestimmten Zeit vom weiteren Umfeld des Wissenschaftlers außerhalb der engen *Gemeinschaft* verstanden, kolportiert und rezipiert werden, waren immer zeit- und kontextabhängig. Sie setzten sich aus unterschiedlichen Elementen sowie aus den im Umgang mit kulturellen Vor-

59 Friederike Prodingler, Hans Moser und Erna Piff^l-Moser †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Bd. N. S. XVII (1988), 314–315.

60 Konrad Liebeswar, Sonderpostmarke zum 250. Geburtstag von Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin (Wien 1977).

61 Thomas Maisel, Gelehrte in Stein und Bronze. Die Denkmäler im Arkadenhof der Universität Wien (Wien 2007), 47, Büste Nr. 35. Die Büste wurde von Leopold Schrödl angefertigt; finanziert wurde sie vom Ministerium für Kultus und Unterricht, enthüllt 1905 im Jahr des ersten Weltkongresses für Botanik, der in Wien stattfand.

62 Zum Begriff siehe: Lorraine Daston, Objektivität und die kosmische Gemeinschaft. In: G. Schröder und H. Breuninger (Hg.), Kulturtheorien der Gegenwart: Ansätze und Positionen (Frankfurt am Main u. a. 2001), 149–177.

63 Siehe dazu besonders: Rudolf Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen (Frankfurt am Main 1984).

64 »Nur deshalb spricht man so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt«, so lautet ein viel zitiertes Satz Pierre Noras, dessen Ansatz hier gemeint ist. Vgl. Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis (Berlin 1990), 11.

stellungen generierten Kriterien zusammen, die uns hier zu beschäftigen haben. Freilich hat besonders der Protagonist selbst einen großen Anteil an solchen Entwicklungen, weshalb es auch um »Innenspiegelungen« und ihr Verhältnis zu »Außenansichten«⁶⁵ der Person gehen wird.

Die Tatsache, dass eine bestimmte Tätigkeit eines Protagonisten als Verdienst in einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, schreibt sich letztendlich dem Genre Biographie ein; wie diese sich allerdings in verschiedenen Zeiten in Egotexten artikulierte und durchgesetzt hatte, muss unseres Erachtens aber eigens reflektiert werden. Eine solch distanzierte Darstellung fällt nur dann nicht jenem Trend zum Opfer, wonach ein objektives bündiges Bild einer Person zu gestalten sei, wenn dieser allgemein verbreiteten populären Erwartung an die Biographie nicht nachgegeben wird. Auf diesem Argumentationsniveau versteht sich unsere Studie auch als Beitrag zu einer erneut aufgekommenen derzeitigen wissenschaftlichen Debatte über die Fragwürdigkeit traditioneller Biographieschreibung in der Wissenschaftsgeschichte.⁶⁶ Ein vergangenes Leben lässt sich weder rekonstruieren, was die Lückenhaftigkeit und die Zufälligkeit der überlieferten Fragmente verbietet, noch konstruieren, ohne deren Perspektive offenzulegen. Aber Zeugnisse eines Lebens mit begründeten Fragen zu konfrontieren – das scheint uns produktiv. Und wenn sich dabei Sinnzusammenhänge auftun, die Bilder der Geschichte und ihrer Persönlichkeiten nicht nur zwischen Weiß und Schwarz, also in Grautönen changieren, sondern »bunt« erscheinen lassen – dann hätte diese Studie auch ein wichtiges Ziel erreicht.⁶⁷

Die Biographie freilich muss weniger und zugleich mehr tun als Geschichte zu erzählen, Werke zu analysieren; sie hat sich zu konzentrieren auf die Darstellung eines individuellen Lebensentwurfs im Wandel, der seinerseits in produktiver

65 Dieser Begriff wurde von Andreas Rüther verwendet. Andreas Rüther, *Monastische Korrespondenz: Außenansichten und Innenspiegelungen von Spiritualität*. In: Heinz-Dieter Heimann und Pierre Monnet (Ed.), *Kommunikation mit dem Ich. Signaturen der Selbstzeugnisforschung an europäischen Beispielen des 12. bis 16. Jahrhunderts* (Bochum 2004), 163–179.

66 Vgl. zuletzt besonders: Christian von Zimmermann: Vorwort. In: (Auto)Biographik in der Wissenschafts- und Technikgeschichte (= *Cardanus. Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte* 4, 2004), 7–14; Thomas Söderqvist, *Existential projects and existential choice in science: science biography as an edifying genre*. In: Michael Shortland and Richard Yeo (Eds.), *Telling Lives in Science. Essays on Scientific Biography* (Cambridge 1996), 45–84; Thomas Söderqvist, *Wissenschaftsgeschichte à la Plutarch. Biographie über Wissenschaftler als tugendethische Gattung*. In: Hans Erich Bödeker (Hg.), *Biographie schreiben* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 18, Göttingen 2003), 285–325; Margit Szöllösi-Janze, *Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für die Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), 17–35; Mary Terrall, *Biography as Cultural History of Science*. In: *Isis* 97 (2006), 306–313.

67 Wolfram Siemann, *Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biographie* (München 2016), 16.

Verbindung mit den sich dauernd verändernden unterschiedlichen kulturellen und sozialen Mustern der jeweiligen Zeit steht. »Auf diese Weise erlaubt es die Biographie, das Werk im Netz seiner Beziehungsfelder aufzusuchen und derart vor den Reduktionen zu retten, die eine ahistorische, allein auf den isolierten Text konzentrierte Philologie zu betreiben droht.«⁶⁸

Es geht um das Bemühen, diesem theoretischen Erfordernis zufolge bestehende Narrative ihren Funktionen gemäß einzuordnen. Es ist innerhalb einer biographischen Arbeit davon abzusehen, eine bleibende Essenz der Persönlichkeit wie einen sich nicht verändernden Charakter herauszukristallisieren. An dem methodischen Repertoire der Diskursanalyse, Evidenzforschung und der neuen Biographie-Forschung orientiert, lassen sich all die Quellen – neuartig und vielschichtiger als bisher durchgeführt – zu unterschiedlichen wissenschaftshistorischen Fragestellungen heranziehen. Denn eines wurde im Prozess unserer Forschung immer klarer, nämlich, wie sehr die bisherige Jacquin-Historiographie die klassische quellenkritische Methode unterlassen hatte und den handschriftlichen Selbstdarstellungen Nikolaus Jacquins,⁶⁹ die später von Raimann, dem ersten Biographen Jacquins, für dessen Publikation benutzt wurden,⁷⁰ mehr oder weniger gefolgt war. Was ist damit gemeint? Um nur ein Beispiel anzuführen: Dass Jacquin persönlich von Kaiser Franz Stephan für die Karibikexpedition infolge direkter Kontakte im Schönbrunner Garten ausgesucht worden ist,⁷¹ gehört schlichtweg zu der in der Autobiographie und im Vorwort seines »Plantarum rariorum Horti caeserei Schoenbrunnensis« (1797) kolportierten Legende.⁷² Denn die eigentlichen Personalentscheidungen gingen,

68 Peter André Alt, *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*. In: Christian Klein (Hg.), *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens* (Stuttgart 2002), 23–40, hier 32.

69 Joseph Franz v. Jacquin, *Nikolaus Joseph Jacquins Biographie*, ÖNB, HAD, Ser.n. 9755, wurde mittlerweile restituiert, auch in dem von Nikolaus v. Jacquin verfassten Vorwort des *Hortus Schönbrunnensis* wiedergegeben.

70 Johann Nepomuk Raimann, *Rede zur Gedächtnissfeyer [!] des Hoch- und Wohlgebornen Herrn Nic. Jos. Freyherrn v. Jacquin, gehalten im Saale der Hohen Schule am 9. Juni 1818* (Wien 1818).

71 Siehe besonders: Maria Petz-Grabenbauer, *Nikolaus Jacquin und die österreichische Karibikexpedition (1754–1759)*. In: Renate Zedinger (Hg.), *Lothringens Erbe. Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) und sein Wirken in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst der Habsburgermonarchie* (Ausstellungskatalog, St. Pölten 2000), 197–201, bes. 198: »Durch seine Tätigkeit im Schönbrunner Pflanzengarten, [...] wurde der Arzt Nikolaus Jacquin vom Kaiserpaar als äußerst begabter Wissenschaftler entdeckt und gefördert.«

72 Sie dazu unsere Edition: »Da sich Jacquin zu diesem Behufe den größten Theil des [fol. 14] Tages im botanischen Garten aufhielt, so konnte es nicht fehlen vom Kaiser bemerkt zu werden, und als dieser später auf die Idee gerieth von Westindien aus den *Holländischen Garten* in Schönbrunn zu bereichern, so fiel seine glückliche Wahl auf den jungen Jacquin, welcher diese Gelegenheit seine Kenntniße im Pflanzenreiche zu erweitern mit leidenschaftlicher Liebe ergriff.« Siehe dazu auch die Darstellung Jacquins in seiner Publikation:

was wir erläutern und belegen werden, von Gerard van Swieten aus,⁷³ dem machtvollen Leibarzt Maria Theresias und Reformers des Studienwesens, den eine enge Freundschaft mit Nikolaus Josephs Vater verbunden hatte. Van Swieten hatte zunächst eine andere Person für eine Expedition vorgesehen, was in keiner der Selbstdarstellungen Jacquins aufscheint und auch nicht in der bisherigen Sekundärliteratur.⁷⁴ Er war es, der diesbezüglich die Fäden am Hof zog und sodann Jacquin vorschlug, nachdem er ihn aus einer finanziellen Krise gerettet und nach Wien geholt hatte. In Jacquins Rückblick, in dem sein Bittbrief an van Swieten nie erwähnt wird, ist jedoch davon die Rede, dass der Kaiser selbst in Schönbrunn auf ihn gestoßen war, als er sich seinen Pflanzen staunend genähert hatte. Das ist nicht ganz falsch, denn Jacquin bekam über die Vermittlung van Swietens Zutritt in eine doch mehr oder weniger für die Allgemeinheit abgeschlossene Sphäre des Hofes.⁷⁵ Das war aber sicher nicht primär der Ausgangspunkt für Jacquins Beauftragung, die erst durch die Autorität van Swietens und dessen Patronage ermöglicht wurde. Letztlich kam zwar dasselbe heraus, indem Jacquin auf diese Reise geschickt wurde und eine einmalige Chance bekam, aber die Darstellung eines Karriereweges, der ganz eng mit dem persönlichen Willen des Kaisers zusammenzuhängen schien, zeigt ihn doch in einem besseren Licht.

Es geht uns also um Nuancierungen, die sich bei der Ausformung einer Forscherpersönlichkeit im Wandel der Zeit besonders in den eigenen Narrativen Jacquins artikulierten. Es war trotzdem eine Erfolgsgeschichte, die wir aber als solche von ihren Kontexten heraus erklären wollen, denn sie war keine linear verlaufende und beinhaltete auch Brüche, die uns Selbstdarstellungen eher

Nikolaus Joseph Jacquin, *Plantarum rariorum Horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones* (Viennae 1797), Vol.1. Praefatio: »In Wien mühte ich mich damals mit dem Medizinstudium ab; und weil ich die Pflanzenkunde, deren Elemente ich in meiner Vaterstadt bei Royen und in Paris bei Jussieu erlernt hatte, besonders liebte, spazierte ich immer öfter zu dem eine Meile von der Hauptstadt entfernten neuen Garten, um die noch nicht systematisch bezeichneten Pflanzen zu bestimmen. Von daher wurde ich dem Kaiser bekannt, und weil jener sich mit dem Wunsche befasste, dass in kurzer Zeit ungewöhnliche Gewächse in den Garten kommen, wurde freundlichst eingeladen, eine Reise zu unternehmen.« (Eigene Übersetzung aus dem Lateinischen). Und auch in einer anonym publizierten Schrift heißt es: »Im Garten von Schönbrunn, seiner neuen Schöpfung, lustwandelte oft der Kaiser; da fällt ihm ein junger Mann auf, der unermüdet bald Pflanzen beschreibt, bald ihre Nahmen den beyden Gärtnern [...] mit wissenschaftlicher Genauigkeit bestimmt.« Siehe: [Anonymus], Nikolaus Joseph Jacquin. In: Franz Sartori (Hg.), *Oesterreichs Tibur* (1819), 329. In Zukunft abgekürzt als *Hortus Schönbrunnensis*.

73 Darauf verwies bereits Walter Lack, *Jacquin's ›Selectarum Stirpium Americanarum Historia‹ The extravagant second edition and its title pages*. In: *Curtis's Botanical Magazine*. Vol. 15, Part 3 (Aug. 1998), 195.

74 Siehe dazu das Kap. II. 3.

75 Die Gärten wurden erst nach Franz Stephans Tod der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. (1766 Prater, 1775 Augarten, 1779 Teile von Schönbrunn).

verschweigen. Es geht um die situativen Zusammenhänge und nicht um die große Erzählung, um dichte Beschreibung in Form der Mikrogeschichte⁷⁶ und nicht um Sprünge von einem zum nächsten der Einzelerfolge.

Was treibt die Autorinnen zu dieser Studie? Sicher ist es eben nicht die Idee, eine traditionell- ausgewogene Biographie Nikolaus Jacquins zu schreiben oder gar ein endgültiges Lebensbild dieses Forschers zu entwerfen. Vielmehr geht es zunächst darum, zeitgenössische biographisch bedeutsame Quellenbausteine quellenkritisch zu dokumentieren und zu kommentieren. Unter Bausteinen zu dieser Studie verstehen wir Ego-Dokumente und handschriftliche wie auch publizierte Aufzeichnungen, die von Jacquin selbst und seinem Umfeld stammen. Diese können jenen Vorgang des (auto)biographischen Potenzials deutlich machen, indem mithilfe eines bestimmten Selbstbildes zeitgenössische biographische Aussagen beeinflusst wurden und sich Werturteile über ihn sukzessive ausformten. Es soll besonders darauf geachtet werden, wie sich aufgrund solcher (auto)biographischer Elemente die Reputation dieser Persönlichkeit nicht eben erst zeitverschoben oder gar heute, sondern bereits zu Lebzeiten nach und nach einstellte, gestaltete und erhärtete.

Unser Einstieg in die Biographie Jacquins wird nicht bei der Geburt, sondern bei jener Aktivität beginnen, die seine Karriere begründete, der Reise in die Karibik. Hier tritt Jacquin als öffentliche Figur auf unsere Bühne. Es ist eine Phase, in der Jacquin erstmals in einer gelehrten Öffentlichkeit ein Begriff wird. Aber auch hier nehmen wir eine methodische Haltung ein, die sich von den bisherigen Arbeiten⁷⁷ abhebt. Wenn Nikolaus Jacquin erst vierzig Jahre nach seiner erfolgreichen Karibikreise diese in einem *Gartenkatalog* als Einleitung memoriert,⁷⁸ dann ist zu bedenken, dass die Aussagen eine andere Qualität und Funktion in sich tragen, als wenn sie unmittelbar nach der Rückkehr als Bericht entstanden wären. Die Entstehungszusammenhänge von Darstellungen, zeitgenössisch oder auch danach, sind somit für unsere Narrationen von großer Bedeutung. Reiserechnungen⁷⁹ beispielsweise, entstanden vor Ort, lassen doch das Expeditionsgebaren auf andere Weise als die aus einer Erinnerung heraus erzählten darstellen. Auch sie haben die dem Format angepasste Aussageessenz

76 Stellvertretend für die umfangreiche Literatur zu diesem Ansatz: Carlo Ginzburg, *der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600* (Turin 1976), deutsche Übersetzung (Berlin 1990), hier (Berlin 1996).

77 So wertvoll Santiagos Madriñáns Publikation für die Darstellung der Botanik Jacquins in Bezug auf die amerikanischen Pflanzen ist, so wenig reflektiert ist die diesem wertvollen Ausführungen vorangestellte Biographie, die alle Aussagen der Selbstzeugnisse als Aussagen über die Wirklichkeit wertet.

78 Nikolaus Joseph Jacquin, *Plantarum rariorum Horti caesarei Schoenbrunnensis* (1797), Vol.1., Praefatio.

79 Siehe HHSTA, Hausarchiv, Poschakten, JS (= Jüngere Serie), Karton 2, 2–16.

und müssen quellenkritisch behandelt werden. Aber greifen wir unseren eigentlichen Forschungsfragen nicht schon ganz vor!

Wir können davon ausgehen, dass eine öffentliche Wahrnehmung von Leistung nicht im Verhältnis 1:1 als objektives Abbild der Tätigkeit eines Forschers und der von ihm produzierten Fakten funktioniert, sondern im Rahmen verschiedener historischer Konstellationen entsteht. Es geht uns um die Diskussion der bereits zu Lebzeiten entworfenen, aus Eigendarstellung gespeisten Lebensbewertungen dieser Persönlichkeit, die langlebiger sind, als man denkt. Sie setzen sich – einmal entworfen – im biographischen Schrifttum hartnäckig durch. Es besteht somit, so unsere Kernüberlegung, eine direkte Verbindungslinie von den Eigenbildern des Jacquin, seiner Etablierung im Fachbereich, der Selbstthematization, den zeitgenössischen Narrativen zu jenen der heutigen Biographien, die sich weniger auf die Fakten, sondern die Deutung der Schlüsselereignisse beziehen. Es generieren somit ganz besonders diese Selbstdarstellungen den roten Faden der bisherigen Jacquin-Historiographie.

An Nachrufen und historischen Bearbeitungen des Lebens und der Leistung dieses Botanikers mangelt es bisher nicht.⁸⁰ Gerade die Vielzahl an Arbeiten und ihre repetitiven Momente in der Erzählung motivieren uns, ins Detail zu gehen. Es wird die Frage verfolgt werden, inwieweit sich die bereits zu Lebzeiten Jacquins nach und nach entworfenen Selbstbilder auch als Urteile über ihn und Deutungen seines Lebens bis heute in der Historiographie erhalten haben. Diese Frage stellt sich auch deshalb, weil Ego-Dokumente existieren, die zwar sporadisch von der Forschung genutzt, aber wie bereits mehrmals betont, noch nie einer quellenkritischen, komplexen, kontextabhängigen Analyse unterzogen wurden. Gleichzeitig liefert unsere Studie auch einen Beitrag dazu, wie wissenschaftliche Aussagen allmählich zu Fakten gemacht wurden⁸¹ und Anerkennung sich im Wien der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts generierte. Damit verweist sie paradigmatisch auf öffentliche Wertschätzung als Teilaspekt einer lokalen Kultur der Wissenschaft, die sich im Wien des ausgehenden 18. Jahrhunderts zentrierte, aber auch auf internationalen Bindungen beruhte.

80 Bereits zu Lebzeiten erschien die erste biographische Skizze, deren Autor anonym blieb. [Anonymus], Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin. Eine biographische Skizze. In: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Jg. 1812 (Wien 1812), 363–366.

81 Siehe dazu generell: Ludwik Fleck, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (Basel 1935, Frankfurt am Main 1999⁴), bes. 31f.

I. 3. Zur Gliederung: eine querschnittbezogene Struktur

Wie bereits erwähnt, eröffnen wir unsere Studie nicht mit der Geburt Jacquins, sondern setzen dort an, wo er uns als bereits bekannte Figur entgegentritt. Erst von jenem Zeitpunkt an, als Jacquin nach Wien kam (1752) und sich die Chance für die Karibikreise für ihn stellte, wird er für uns wie auch für seine wissenschaftlichen Zeitgenossen öffentlich greifbar. Die Expedition Jacquins beschäftigt uns unter den verschiedensten Perspektiven. Zunächst ist ihr Zustandekommen samt der Instruktion wie auch das Reisegebaren selbst zu ergründen. Im Mittelpunkt steht jedoch in unserer Analyse die Frage, wie Jacquin die Karibik als Bewährungs- und Erfahrungsraum für seine Karriere nützt. Infolge der Reise und seiner Beziehung zu der am Wiener Hof einflussreichen Persönlichkeit eines van Swieten bieten sich für Jacquin ungeahnte Möglichkeiten, die ihn letztlich recht schnell vom Sammler zum *wahren Botaniker* werden lassen. Eingebettet in van Swietens Netzwerk kann er seine botanischen Neuheiten bald auch innerhalb internationaler Verbindungen diskutieren. Seine schnelle Veröffentlichung dieser Neuheiten enttäuschen die Erwartungen seiner Zeitgenossen nicht. Somit ist es die Karibikreise und die kurze Zeit der Aufarbeitung der Schätze, die uns Jacquins Weg vom interessierten Reisenden, Pflanzenliebhaber, Sammler, »Botanophilus« zum »*verus Botanicus*« nachzeichnen lassen. Mit einem Male hat er einen Status als wahrer Botaniker sich erarbeitet und zugesprochen bekommen.

Der Blick zurück auf Linien, die Jacquin seit seiner Jugend prägten und wie eine *Idée fixe* einer Ouvertüre auftauchen, bestimmt das dritte große Kapitel des Buches. Die ungewöhnliche Paarung von Katholizität und Handelseifer wie auch die enge Verbindung zur Klassischen Philologie scheinen im Elternhaus bereits gegeben zu sein, und Spuren dessen finden wir auch in Jacquins persönlicher Überzeugung noch später in seinem Leben. Sie bündeln eine der unterschiedlichen biographischen Determinanten. Die zweite, die akademische Orientierung, artikuliert sich als *Peregrinatio academica*. Die Studienwege zwischen Antwerpen, Leiden, Löwen und Paris erfolgen allerdings alsbald unter den Auspizien des finanziellen Notstands seiner plötzlich verarmten Tuchmacherfamilie. Das Entstehen einer »unversiegbaren Leidenschaft« zur Botanik, das Jacquin in seiner Selbstdarstellung stilisiert und in seine Jugend verlegt, wird als retrospektives Evidenzerlebnis und in seiner Produktivität diskutiert. Es bildete sowohl einen wichtigen Referenzpunkt als auch das Selbstbild von Jacquins lebenslang betriebener fachlicher Ausrichtung. So wird der *Costus*, jene Pflanze, die ihn als jungen Menschen erstmals in ihrer Pracht fesselte, von ihm entsprechend symbolisch auch in seinen späteren Publikationen eingesetzt. Die Fügung, eine außerordentlich einflussreiche Person als Mäzen im klassischen Begriffssinn des Wortes für sich gewinnen zu können, legt eine Spur für Jacquins

Karriere. Er begreift die ihm sich bietenden Chancen und bestimmt sie für sich produktiv.

Im weiteren Analysehorizont unserer Studie wenden wir uns den konkreten Schauplätzen von Jacquins Wirken zu, indem wir den jeweiligen örtlichen Kontext seiner Handlungen in seiner Spezifität auffangen. So ist Jacquins Heimatort Leiden als Universitätsstadt und Verlagszentrum zu berücksichtigen, die Karibik als Besonderheit der kolonialen Konzentration und Sehnsüchte der europäischen Kolonialmächte und Schemnitz als reichste Bergstadt Ungarns auszumachen. Wie Wien in Jacquins Wahrnehmung als einem neu angekommenen Niederländer abschneidet, ist einer eigenen Analyse unterworfen, denn Jacquin trifft hier in seinen Briefen zum Teil individuelle Bewertungen, die sich in Nuancen von der zeitgenössischen Reiseliteratur unterscheiden.

Dieselben Orte nehmen wir in einem eigenen Kapitel nochmals ins Blickfeld, jedoch geht es sodann um die dort vorhandenen *Räume des Wissens*, Residenz – Bergschule – Universität, die wir als Möglichkeitsräume für Jacquins Ausformung als *wissenschaftliche Persona* diskutieren. Denn die Aufgaben innerhalb der Residenz, der Bergschule und der Universität unterschieden sich deutlich und waren jedenfalls in eigene Kulturen der Wissensherstellung eingebettet. Schließlich analysieren wir in einem nochmaligen Durchgang der Orte deren Wissensräume in Zusammenhang mit Aspekten der Praxis. Wir fragen uns, welche Bedeutung die chemischen Laboratorien in Schemnitz und Wien als Bedingung für Jacquins Formierung zum Experten der Chemie hatten. Eine ganz besondere Wichtigkeit kam dem Botanischen Garten der Universität Wien zu, der für Jacquin eine unverzichtbare epistemische und pädagogische Ressource bildete. Botanik mit Geländebezug ist für das 18. Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit, aber wie gestaltete Jacquin seine Exkursionen in die nähere Umgebung Wiens und welchen Interessen waren diese Praktiken geschuldet? Auch das wird separat behandelt. Schließlich kommt noch die Mineraliensammlung als ebenfalls mit seinen Wirkungsorten verknüpfte Entität ins Blickfeld, die zwar nur zu einer wissenschaftlichen Publikation führte, die aber bei Zeitgenossen bekannt war. In der bisherigen Historiographie wurde sie jedoch komplett vergessen.

Man wird sich vielleicht fragen, warum es zu einer Verdreifachung der Analyse der Orte bzw. Räume Leiden, Wien, Karibik und Schemnitz kommt. Denn getrennt schauen wir darauf als physisch-kulturelle Möglichkeitsräume, Wissensräume und davon nochmals unterschieden auf die in diesen Einrichtungen üblichen Praktiken. Diese Separierung ermöglicht es uns, die Aktivitäten und Handlungen dichter zu beschreiben, auf Prozesse des *Doing Science* anstatt lediglich nur auf die Ergebnisse zu achten.

In einem größeren Abschnitt widmen wir uns den familiären Gegebenheiten, die wir als Ressource für Jacquins Arbeit verstehen. Entsprechend der derzeit

aktuellen Ansätze, dass das private vom wissenschaftlichen Leben nicht mehr getrennt zu behandeln ist, widmen wir uns sehr ausführlich den einzelnen Personen seines familiären Umkreises. Da für Jacquin Wien von 1767 bis zu seinem Tode 1817 den wichtigsten Bezugsort darstellt, nehmen wir die Stadt als Lebensraum, die Wohnstätten und die Verwandtschaftsverbindungen näher in den Blick, zumal sich anhand seiner Partnerwahl und auch der seiner Schwester und seiner Kinder hier eine Verdichtung zum Freundschaftskreis ergibt. So rücken auch Jacquins Frau und seine Kinder aus der *Hinterbühne* in die *Vorderbühne*. Auch wenn die Belege für Jacquins Gemahlin in den Quellen fast untergehen, gibt es doch Hinweise darauf, dass sie tätig an der Arbeit Jacquins Anteil hatte. Ein besonderes Milieu kommt durch den Salon ins Blickfeld, der uns auch die enge Beziehung der Familie zu Wolfgang Amadeus Mozart nachvollziehen lässt.

Jacquins Briefwechsel mit Gelehrten seiner Zeit, der in allen unseren Überlegungen wohl die größte Rolle als Quelle spielt, wird aber auch in einem eigenen Abschnitt analysiert, im Hinblick auf konstruktive wie kompetitive Elemente. Wir ziehen ihn heran, um Jacquins *kommunikatives Handeln* zu erläutern. Hält man Aussagen Jacquins, in Briefen getätigt, als Folie gegenüber jenen in seinen Werken, so fallen doch strategische Aspekte auf, die ihn als Diplomaten in eigener Sache identifizieren lassen. Besonders auffällig ist das am Beispiel seiner Vorläufer Wilhelm Heinrich Kramer als ersten Autor einer österreichischen Flora, bei Johannes Scopoli und dem vielseitigen Naturforscher Heinrich Crantz. Dabei fragen wir uns, wie Jacquin bestimmte Konstellationen nützte, um sich ins rechte Licht zu rücken, und wem gegenüber er sich als kooperativ erwies und wem gegenüber nicht. Wie Jacquin sich gegenüber scharfen öffentlichen Anfeindungen verhielt, behandeln wir ebenfalls in einem eigenen Kapitel, zumal es hier um eine Kritik geht, welche die Sphäre des gelehrten Elfenbeinturmes verließ.

Im Hinblick auf Jacquins Werke zeigen wir anhand seiner Widmungen seine bewussten Entscheidungen, wem er sich öffentlich mit einem Dankeswort verpflichtet zeigt und wem auch nicht. Seine Involvierung in höchste Kreise des Staates wie auch seine Beziehung zu Vertretern der Bürokratie kommen hierbei ebenso ins Visier wie jene zu den auf Augenhöhe befindlichen internationalen Botanikern. Auch die von Jacquin ungebändigt betriebene Dedikation von neu bestimmten Pflanzengattungen nach seinem Kreis an Helfern und Mäzenen gehört zu diesem Punkt. Als Botaniker und Schriftsteller war Jacquin ungemein produktiv, seine Sammelwerke lassen sich als Manifestationen eines Wissensmanagers bezeichnen. Dies gilt auch für seine Prachtbände, welche der Visualisierung von Pflanzen und damit der eindeutigen Identifizierung dienten. Unsere Behauptung, dass infolge der Exklusivität der Drucke und niederen Auflagen eine Form von Monopolisierung zustande kam, soll durch die Rezeption in

der Öffentlichkeit belegt werden. Auch gehen wir der wichtigen Frage nach, wie Jacquin seine Abbildungen epistemisch konzipierte.

Jacquin blieb zeitlebens ein Linneaner. Was am Anfang seines Wirkens innovativ und zukunftsfruchtig erschien, erwies sich am Ende seines langen Lebens als Epigonentum. Die zahlreichen ihm gewidmeten Gedichte bringen dies zum Ausdruck.

I. 4. Exkurs: Statt einer traditionellen Biographie – Selbstentwürfe im Wandel

Bisher bestimmte die historische Forschung zur Biographie und Autobiographie im Allgemeinen Fragen nach dem Selbstbewusstsein, der Konstitution des Selbst und die »Entdeckung des modernen Individuums.«⁸² Als Konstrukt lebte und lebt es aber von normativen Personenvorgaben und Individualitätsentwürfen, die unter anderem eine quasi feststehende Grenze zwischen dem Innen und dem Außen einer Person ziehen. Andere Dimensionen wie jene der Praktiken werden dabei außer Acht gelassen. Aus solchen Sackgassen führen nun neue methodische Zugriffe heraus, die autobiographische Texte als »kommunikatives Handeln«⁸³ verstehen.

Ego-Texte enthalten demnach nicht einfach nur Hinweise auf den Lebensgang, die Gefühle und die Vorstellungen der Menschen, die in diesen Darstellungen nur indirekt repräsentiert sind und, akribisch herausgelöst, sorgsam seziiert werden müssen, sondern in diesen Texten äußern sich schreibende Akteure, die sich mittels ihrer Aktivität in sozialen und kommunikativen Beziehungen mittelbar positionieren. So banal es klingen mag, so muss dennoch der Perspektivenwechsel betont werden: Die biographische Vergangenheit ist nicht getrennt von jener Gegenwart, in der die Texte entstehen. Von hier aus, nämlich dem Jetzt des sich äußernden Schreibers sollten – wir folgen hier Jancke – Autobiographien gelesen werden. Entsprechend ist in unserem Zusammenhang zu diskutieren, welche Bilder Jacquin von sich vermittelte. Wenn er erst mehr als

82 Vgl. Richard van Dülmen, *Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800* (= Europäische Geschichte, Frankfurt a. M. 1997).

83 Vgl. dazu besonders: Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Selbstzeugnisse der Neuzeit Bd. 10) (Köln / Weimar / Wien 2000). In diesem Werk findet sich die umfangreiche Forschungsliteratur, die zu diesen Fragen bis zum Jahre 2002 erschien und auf die hier im Detail nicht eingegangen werden soll. Besonders wichtig: Kaspar Greyerz, Hans Medick, Hans und Patricia Veit (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich* (Europäische Selbstzeugnisse als historische Quelle (1500–1800). (Selbstzeugnisse der Neuzeit Bd. 9) (Köln / Weimar / Wien 2001).

ein halbes Jahrhundert nach dem Ereignis die Geschichte seiner Familie und seiner Reise aufschreiben lässt, was wir schon erwähnten, dann ist auch diese zeitliche Distanz zu berücksichtigen. Autobiographische Aspekte finden sich auch in den Vorworten der botanischen Fachwerke Jacquins. Sie sind ausführliche Dokumente der Selbstdarstellung, die bisher aus dieser Perspektive heraus kaum beachtet wurden.

Vorworte sind ambivalente Erscheinungen. Einerseits sind sie in sich abgeschlossen, andererseits leben sie eigentlich nur vom Bezug zum nachfolgenden Inhalt. Für Rezensenten bildeten sie eine wichtige Information. Die Abhandlung kann ohne das Vorwort gelesen und verstanden werden, kaum jemand aber, außer er versteigt sich in eine Analyse wie wir, wird sie unabhängig vom Werk bzw. Vorworte für sich stehend analysieren. Für die Grundkonstellation jedes autobiographischen Schreibens einer Vergangenheit als Gegenwart bieten sich Vorworte in wissenschaftlichen Publikationen als besonders prädestinierte Quellentypen an, weil der Bezug vom Jetzt des sich mitteilenden Autors zu seiner Vergangenheit in doppelter kommunikativer Konsequenz die Rezeption der Publikation dimensioniert. Der Autor kommuniziert via Vorwort mit seinem Werk, via Autobiographie mit seiner Vergangenheit als Gegenwart. Mit beiden richtet er sich auf seine Zeitgenossen und die Zukunft ein. In der Vermittlung zwischen dem Vorspann und dem Werk produziert sich der Schreiber dem Leser mit seinen autobiographischen Andeutungen einerseits als konkret greifbar handelnde Person, und andererseits verweisen Selbstbezüge als Selbstvergewisserung auf eine vom Autor vorgesehene Positionierung seiner inhaltlichen Ausführungen. Er stellt somit beglaubigende aktuelle Begründungen her.

Artikulierte Selbstentwürfe führen uns zur Biographie. Beginnen wir zunächst mit einer simplen Frage: Wofür kann die Biographie in der Wissenschaftsgeschichte überhaupt fruchtbar gemacht werden? Wegen der zunehmend spezifischer werdenden Fachinhalte wurde sie allenfalls als Brücke zwischen den Disziplinen und als Vermittlerin schwieriger Fachgeschichten geschätzt.⁸⁴ Auch diente sie der Orientierung von Fachstudenten im Bezug zum eigenen Fach. Biographien haben noch immer Vorbildwirkung. Diese Sinnggebung ist eine überaus traditionsträchtige, deren moralische Seite im Vordergrund steht, die schon in Plutarchs »Exempla«⁸⁵ festgeschrieben worden war, weshalb wir sie als »living fossil«⁸⁶ bezeichnen dürfen. Rein pragmatisch gesehen, ermöglicht die Biographie arbeitstechnisch die Einschränkung eines disziplinär weiten Feldes,

84 Siehe Helge Kragh, *An Introduction to the Historiography of Science* (Cambridge 1987).

85 Thomas Söderqvist, *Wissenschaftsgeschichte à la Plutarch*. In: Hans Erich Bödeker (Hg.), *Biographie schreiben* (2003), 285–325.

86 Der Begriff wurde geprägt von: Marianne Klemun, »Living fossil« – »fossilized life«? Reflections on biography in the history of science. In: *Earth Sciences History. Journal of the History of the Earth Sciences Society*, Vol. 32, Nr. 1 (2013), 121–131.

wie sie gerade im Falle der so beliebten Case-Studies üblich ist. Das sind jene Vorteile, über die offensichtlich lange in der Wissenschaftsgemeinschaft Konsens herrschte und die auch uns motivierte. Aber worin bestehen neue Möglichkeiten?

Um es gleich vorwegzunehmen, biographische Wahrheit kann nicht als essentielle Größe, sondern soll als relationales Konstrukt verstanden werden, das in einer Biographie zwischen dem Autor, dem Subjekt und dem Leser sowie durch die verfügbare Quelle hergestellt wird und deshalb variabel ist.⁸⁷ Und es besteht auch die Relation zwischen Selbstbild, Idealbild und dokumentiertem Fremdbild des biographierten Protagonisten. Das Selbstbild ist eben von zeitgenössischen gesellschaftlichen Konventionen abhängig,⁸⁸ das in Verbindung zu dem steht, was die Wissenschaftsgeschichte als *wissenschaftliche Persona* begreift. Darüber hinaus ist die Relation des Biographen und Lesers zu idealtypischen Vorstellungen seiner selbst sowie zu seinem Selbstbild und Fremdbild zu beachten. Diese komplexen Beziehungen zu reflektieren, als »interactive subjectivity«⁸⁹ zu verstehen, ist in der Theorie zur Biographie in den letzten Jahrzehnten in unterschiedlichsten Zusammenhängen bereits gefordert worden. Und darin sehen wir auch die Zukunft der Biographieschreibung.

Um hier den Begriff des »living fossils« nochmals aufzugreifen: Fossilien sind attraktive Überreste und oft wurde das Leben von Wissenschaftlern gleichsam wie ein Leitfossil für eine Epoche als repräsentativ gesehen. Dass die Biographie ein Fenster zur Geschichte darstellen könne, ist spätestens in der Geschichtswissenschaft der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts durch das Aufkommen der Sozialgeschichte und Strukturgeschichte, die das Kollektiv anstelle des Individuums setzte, in Frage gestellt worden. Noch immer aber bezieht die Biographie ihre Attraktivität in der Wissenschaftsgeschichte aus der Tatsache, dass sie zum öffentlichen oder allgemeinen Verständnis der Wissenschaften besonders beiträgt. Als populäre Form hat sie eine außerordentliche Bedeutung. Umso mehr erfordert sie ein reflektiertes Vorgehen. Der populären Gestalt inhärent ist die Struktur des Entwicklungsromans, der auf Kohärenz des sich als teleologisch ausformenden Lebenslaufes basiert. Bereits der Doyen der Historik Johann Gustav Droysen hatte die Neigung der Biographie zur »Totalität« und die Erzeugung »eines in sich Vollkommenen«⁹⁰ kritisch vermerkt. Unsere Darstellung

87 David Cassidy, *Uncertainty: The Life and Science of Werner Heisenberg* (New York 2006).

88 Siehe dazu Nicolaas A. Rupke, *Alexander von Humboldt: A Metabiography*. Überarb. Aufl. (Chicago / London 2008).

89 Mary Jo Nye, *Scientific biography: history of science by another means?* In: *Isis* 97 (2006), 322–329, hier 326.

90 Johann Gustav Droysen, *Historik: Vorlesungen über die Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*, hg. von Rudolf Hübner (Darmstadt [1863] 1960⁴), 284. Pierre Bourdieu schließlich belegte den Grundsatz einer lebensgeschichtlichen Kontinuität und der Kohärenz

wird sich einem Nacheinander von Tatsachen bewusst widersetzen, jener Ordnung, die Robert Musil als »Faden des Lebens«⁹¹ und seiner vermeintlichen psychologischen Funktion so unmissverständlich entlarvte.

Fruchtbar für unsere Überlegungen ist Assmanns Unterscheidung eines toten Speicherarchives und eines funktional von lebendiger Erinnerung getragenen Gedächtnisses. In das tote Archiv werden laufend neue Informationen eingespeist. Diese müssen nicht immer gleich gehoben werden, weil sie nicht zugänglich sind. Lebendige Bilder hingegen entstehen besonders in Institutionen, die ihre Geschichte in Erinnerungen personalisieren und etwa anlässlich von Jubiläen biographisch Zugänge zelebrieren, die eine Osmose zwischen beiden Erinnerungsformen ermöglichen, in denen sich eine Brücke zwischen totem Wissen und erinnertem Wissen ergeben kann, aber nicht muss. Insofern kommt den Jubiläen eine besondere Rolle zu, weil in ihnen unterschiedliche Bilder entworfen werden, die gegenseitig auch in Konkurrenz treten, wobei die unterschiedlich möglichen Deutungen den Diskussionsprozess um die Frage schärfen, wie die Erkenntnis um eine Person sich ausformte und etablierte. Insofern sollte jede Biographie die Geschichte der vorangegangenen Biographien als Reflexion integrieren, was wir uns auch zur Aufgabe stellen.⁹² Dennoch läuft unser Zugang auf keine Metabiographie und ihre unterschiedlichen, aus den jeweiligen politischen Zusammenhängen generierten Bilder hinaus, wie sie

einer Persönlichkeit mit dem schillernden und vielzitierten Begriff der »biographischen Illusion«. Pierre Bourdieu, *L'illusion biographique*. Actes de la recherche en sciences sociales 62/63 (1986), 69–72.

91 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (Reinbek bei Hamburg 1952), 650: »Als einer jener scheinbar abseitigen und abstrakten Gedanken, die in seinem Leben oft so unmittelbare Bedeutung gewannen, fiel ihm ein, daß das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, daß man sagen kann: ›Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!‹ Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten ›Faden der Erzählung‹, aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann ›als‹, ›ehe‹ und ›nachdem‹! Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen. [...] Die meisten Menschen lieben nicht nur die Lyrik oder nur für jene Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig ›weil‹ und ›damit‹ hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die darüber hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen ›Lauf‹ habe, irgendwie im Chaos geborgen.«

92 Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (München 1999); Bernadette Bensaude-Vincent, *Between history and memory: centennial and bicentennial images of Lavoisier*. In: *Isis* 87 (1996), 481–499.

Rupke so anregend bezüglich Alexander von Humboldt vorgelegt hat,⁹³ da die bisherigen biographischen Darstellungen Jacquins sich mehr oder weniger gleichen.

Biographie ist so Prozess und nicht abgeschlossenes Bild. Sie entsteht als prozesshaftes Nebeneinander von Deutungen, das auf der Diskussion von Dokumenten basiert.⁹⁴ Briefaussagen sind zu bewerten in dem Zusammenhang, an welchen Adressaten sie gerichtet sind. Die Geschichtswissenschaft hat sich für die Frage der Individualisierung und des possessiven Selbst seit Jahren verstärkt interessiert. Das Schlagwort in diesem Zusammenhang ist Identität. Wir können methodisch heute davon ausgehen, dass das Selbst, die Identität, selbst eine historische Größe darstellt, deren Komponenten sich im Wandel verändern.

Die zentrale Frage, die sich für die Wissenschaftsgeschichte auftut, ist, worum es eigentlich geht, um die Wissenschaft oder den Wissenschaftler? Warum konzentrieren wir uns auf das Leben? Das aus dem Historismus stammende Diktum, dass sich das Leben im Werk niederschlägt, ist die Wissenschaftsgeschichte trotz einer gewissen Skepsis gegenüber der Biographie erst im Zuge der Betonung des Individuums im letzten Jahrhundert losgeworden.⁹⁵

Seit Biagiolis Arbeit über Galileo Galilei ist der Begriff Selbstformung relevant geworden. Um welches Tun es auch immer geht, welche Gruppe, welches System für dessen Anerkennung und Reputation sorgt und der Person ihren Status gibt, das ist von Zeit zu Zeit und Raum zu Raum verschieden und eigens zu analysieren. Biagioli interessierte sich für den Selbstformierungsprozess und betonte, »daß die Patronage den Schlüssel für ein Verständnis der Identitätsbildung und des Staterwerbs bildet, die ihrerseits den Schlüssel für ein Verständnis der kognitiven Einstellungen wie auch der Karrierestrategien der Wissenschaftler darstellen.«⁹⁶

Die Ausweitung der Wissenschaftsgeschichte zu einer Kulturgeschichte des Wissens kann auch über die Biographie, die hier den Ausgangspunkt darstellt, erfolgen. Jede Zeit bildet eigene Rollen und Typen aus, deren Existenz einem

93 Nicolaas Rupke, Alexander von Humboldt (2008).

94 Die neue Aufwertung von Ego-Dokumenten in den Kulturwissenschaften sowie besonders in der Germanistik bringt der Biographie derzeit einen neuen Aufschwung, weil die Frage der Form der Dokumente nun einen hohen Standard der Behandlung erfährt. Eine Biographie ist immer abhängig von dem Material, das von dem Leben übrig geblieben ist. Besonders dazu auch Wege der Darstellung wie bei: David E. Nye, *The Invented Self: An Anti-Biography, from Documents of Thomas A. Edison* (Odense 1983); Caitrona Ní Dhúill, *Widerstand gegen die Biographie: Sigrid Weigels Ingeborg-Bachmann-Studie*. In: Wilhelm Hemecker (Hg.), *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte* (Berlin / New York 2009), 43–68.

95 Margit Szöllösi-Janze, *Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für die Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), 17–35.

96 Mario Biagioli, *Galilei, der Höfling. Entdeckungen und Etikette: Vom Aufstieg der neuen Wissenschaft* (Frankfurt am Main 1999), 26.

Wandel unterzogen ist. Diese Typen, wie der Erfinder, der Entdecker oder der Begründer, dürfen nicht als Voraussetzung, sondern müssen als Handlungsraum oder Aushandlungsraum gesehen werden. Um hier Joan Scott zu folgen, »it is not subjects who have experience, but subjects who are constituted through experience. Experience in definition then becomes not the origin of our explanation, but rather that which we seek to explain, that about which the knowledge is produced.«⁹⁷

So hat Scott darauf verwiesen: »Individuals do have agency. They are not unified autonomous individuals exercising free will, but rather subjects whose agency is created through situations and statuses conferred on them.«⁹⁸ Daraus folgt ein systematischer Prozess der Selbstformung, die in Relation zu anderen und besonders zu sozial-gesellschaftlichen Repräsentationen verläuft. Deshalb studieren wir mehrere Identitäten, die des Ehemanns, des Wissenschaftlers, des Vaters, des Reisenden, des Professors, des Unternehmers, Künstlers, etc. und fragen, warum welche Identität im gesellschaftlichen wie im persönlichen Rahmen überhaupt dominant sein kann. Wichtig ist dabei, dass es sich um einen gesellschaftlichen Aushandlungsraum handelt, der von den Individuen genutzt, bestimmt und verändert werden kann. Dies zu verfolgen, gilt es, sowohl die Eigenbilder der behandelten Person, ihre öffentlichen Darstellungen, ihre Rahmenbedingungen wie auch Utopien in Relation zu ihren Handlungen zu analysieren.

Je stärker Objektivität alle Bereiche des dargestellten Wissens bestimmt und durchdringt, umso mehr ist die Person, das Individuum in den Ergebnissen aufgehoben. Dass Forschung aber nur der Faszination, einer gewissen Passion und einem Kampf sich verdankt, also Kriterien, die den Individuen und Menschen, ihrer Gefühls- und Charakterwelt zuzuschreiben sind, soll nicht auf der Strecke bleiben. So hatte schon Polanyi darauf verwiesen, dass das wissenschaftliche Leben sich nicht nur auf Rationalität, sondern auch auf Passion gründet.⁹⁹ Welche Normen dabei zum Tragen kommen und welche Bedeutung hier das alltägliche Leben in Bezug zum wissenschaftlichen einnimmt, ob es separiert oder verflochten geäußert, verstanden und gelebt wird, steht auch in einem Bezug zu idealtypischen Entwürfen einer Zeit. Wiewohl seit dem 18. Jahrhundert der Genius als Vorbild gilt, wird immer mehr auch stete Arbeit, Fleiß und Obsession zu einer die Wissenschaftler dominant bestimmenden Kategorie genutzt, der die Familie untergeordnet bzw. als unterstützend vorausgesetzt wird.

97 Joan W. Scott, The evidence of experience. In: *Critical Inquiry* 17 (1991), 773–797, hier 779–780.

98 Scott, The evidence (1991), 793.

99 Michael Polanyi, *Towards a Post-Critical Philosophy* (London 1958).

Bereichernd für die Wissenschaftsgeschichte ist die Frage, wie Wissenschaftler, Forscher und Gelehrte in der Öffentlichkeit geehrt werden. Denn der Bezug auf Mythen ist hartnäckig und soll in der Wissenschaftsgeschichte nicht nur ignoriert werden, sondern allenfalls sind die Funktionen solcher Mythen zu hinterfragen und mit der hermeneutischen Methode der Analyse aufzuschlüsseln.

Nur auf dem Wege einer Offenlegung von mehreren möglichen Interpretationswegen hat das Genre Biographie als »living fossil« die Chance, den Status eines »fossilized life«¹⁰⁰ zu überwinden und sein Potential auszuschöpfen, weshalb auch wir uns Jacquin in unterschiedlichen Annäherungen widmen werden.

100 Siehe Marianne Klemun, »Living fossil«– »fossilized life«? (2013), 121–131.



Abb. 5: Karte der Karibik (Samuel Dunn, A complete Map of the West Indies. London 1774)

II. Start-up: die Westindien-Expedition (1754–1759)

II. 1. Überseereise als Karrierebedingung

Als unbeschriebenes Blatt betritt Nikolaus Joseph Jacquin mit einem Mal Anfang der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts die Bühne der gelehrten Öffentlichkeit. Mit dieser entscheidenden Phase seines Werdegangs wollen wir unsere biographische und wissenschaftshistorische Darstellung beginnen. Die Westindien-Expedition wird hier als Erfahrungsraum analysiert und ihre Rolle als Bewährungsprobe für Jacquins Karriereentstehung mikrohistorisch kontextualisiert.

Von den Zuckerinseln (Abb. 5, siehe vorige Seite) nach fast fünf Jahren glücklich auf der Donau in Wien gelandet, hat sich der 32-jährige Weltreisende Nikolaus Joseph Jacquin Seidenstrümpfe, Schuhe, Hosen, Handschuhe, Perücke und Hut besorgt,¹⁰¹ um adrett ausgestattet am Wiener Hof die Erledigung seines Auftrages zu melden, noch bevor er in Schönbrunn am 23. Juli 1759 seine letzte von vielen Sendungen an Pflanzen und Tieren persönlich versorgt. Für diesen besonderen Passagier läuft das Schiff nun einen letzten Hafen an, der für ihn von nun an zu einem sicheren werden soll. Das Wohlwollen des Kaisers und seines Mäzens Gerard van Swieten ist ihm weiterhin gegeben. Wiewohl ihm die Reise zum Erlebnis geworden ist, entsteht unmittelbar keine Erzählung darüber. Allerdings harrt das gesammelte Material seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung, mit der Jacquin sich sogleich ein Jahr später fachlich an die internationale botanische Kollegenschaft wenden wird. Jacquin konzentriert sich nicht auf die mediale Verbreitung seiner Abenteuer, sondern auf die Beschreibung¹⁰² der unterwegs aufgefundenen Pflanzen.

Die Expedition bedeutet eine Zäsur, von der Jacquins blendende Karriere nun tatsächlich ihren Ausgang nimmt. Denn Jacquin hat sich fast schlagartig in

101 HHStA, Hausarchiv, Poschakten, JS, Karton 2, 2–16, fol. 135.

102 Nikolaus Joseph Jacquin, *Enumeratio systematica plantarum, quas in Insulis Caribaeis vicinaque Americes continente detexit novas, aut jam cognitae emendavit* (Leiden 1760).

dieser kurzen Phase etabliert: Er wandelte sich vom botanischen Liebhaber¹⁰³ nun durch seine Reise sowie durch das in Westindien gesammelte Pflanzenmaterial zum Sammler. Die darauf bezugnehmenden Veröffentlichungen lassen ihn zum seriösen »wahren«¹⁰⁴ Botaniker werden. Die der Reise nachfolgende Publikationstätigkeit trägt aktiv zu Jacquins Bekanntheit bei,¹⁰⁵ auch beruft er sich selbst in Vorworten zu späteren Werken immer wieder darauf.¹⁰⁶ Selbst in einer zeitgenössischen Darstellung der Universität wird die Expedition in Zusammenhang mit Jacquins Professur genannt.¹⁰⁷ Hochbetagt wird er gegen Ende seines Lebens in seinem dem Sohn diktierten Rückblick auf seine Entwicklung der Reise einen wichtigen Platz einräumen. Damit erhärtet sich dieser Konnex zwischen Expedition und Karrierebeginn schon zu seinen Lebzeiten und geht auch in die Handbuchliteratur ein:

»Der denkwürdige Altvater aller lebenden¹⁰⁸ Botaniker, Nicolaus Joseph von Jacquin, legte den Grund zu seinem Ruhm durch seinen Aufenthalt in Westindien von den Jahren 1754–1759. Ihn hat selten ein Reisender an Reichthum der gemachten Entdeckungen oder an Genauigkeit der Beobachtung übertroffen.«¹⁰⁹

In ähnlicher Weise greift Kurt Sprengel diese Erklärung in seiner kurz nach dem Tod Jacquins erschienenen Geschichte der *scientia amabilis* ebenfalls auf. Die

103 Carl von Linné nannte diesen Typus »Botanophilus«.

104 Diesen Begriff prägt Linné und gibt eine genaue Vorstellung darüber in der »Philosophia botanica« (Stockholm 1751). Siehe dazu auch die englische Übersetzung von Stephen Freer, Linnaeus' *Philosophia botanica* (Oxford 2003), bes. 333. Siehe mehr dazu Kap. II. 9.

105 Jacquin, *Enumeratio*, (1760); Nikolaus Joseph Jacquin, *Selectarum Stirpium Americana-rum Historia, in qua ad Linnaeanum Systema determinatae descriptaeque sistuntur plantae illae, quas in Insulis Martinica, Jamaica, Domingo, Aliisque, et in vicinae continentis parte, observavit rarioris; adjectis iconibus in solo natalis delineatas* (Wien 1763).

106 So z. B.: Nikolaus Joseph Jacquin, *Plantarum rariorum Horti Caesarei Schoenbrunnensis*, Vol. 1 (1797), Praefatio.

107 »...vestigium fuerat, procurato ad Chemicam opera instrumentorum apparatu, instructoque Plantarum horto, quem Typus, oppellae huic insertus, repraesentat, qualem, Eo promotente, Nikolaus Jacquinus, Lugduno Batavus, cujus nomen insignis sua in Chemicis Botanicisque rebus doctrina, & susceptae ad Naturalis scientiae incrementum, jussu Francisci I. Augusti, Americanae peregrinationes nobilitarunt, non sine ingenti studio ac labore efformavit.«: »... eine Spur gewesen war, nachdem für einen Apparat gesorgt worden war für die chemischen Werke, nachdem ein botanischer Garten eingerichtet worden war, den der Typus, der dieser kleinen Arbeit eingefügt ist, repräsentiert, während er darin Fortschritte machte, Nikolaus Jacquinus, aus Leiden, dessen ausgezeichnete Name aufgrund seiner Lehre in Dingen der Chemie und der Botanik und die zum Wachstum der Naturwissenschaft auf Befehl Kaisers Franz I. unternommenen Reisen nach Amerika ihn bekannt machten, nicht ohne gewaltigen Eifer und Anstrengung schuf.« Anton Freiherr von Störck, *Instituta Facultatis Medicae Vindobonensis* (Wien 1775), Praefatio XV. Eig. Übersetzung.

108 Jacquin war zwar 1817 gestorben, aber vermutlich war Sprengels Geschichte bereits in Druck, sodass seine Aussage nicht aktualisiert werden konnte.

109 Kurt Sprengel, *Geschichte der Botanik*, 2. Teil (Altenburg / Leipzig 1818), 336.

»Früchte dieses Aufenthaltes in Westindien«¹¹⁰ brachten Jacquin internationale Reputation ein.

Das wissenschaftliche Reisegebaren zählt seit dem 16. Jahrhundert in dem Maße zu einem ebenso expansiven Faktor, wie Botanik, Kunst, Naturgeschichte, Geographie und Astronomie intensiviert werden. Was bisher nur als Begleitererscheinung von Handel oder Diplomatie fungiert hat, entwickelt sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zur Eigenständigkeit. Diesem Prozess entspringt der neue Typus des Forschungsreisenden, was im Rahmen einer Expedition als eigener Organisationsform Kontur annimmt. Erst da entsteht sein eigenständiges Profil, das von Akademien oder Höfen bestimmt wird. Der Spezialist löst den Generalisten ab. Kennzeichnend sind für den Wandel institutionelle Rahmenbedingungen, eine planvolle Vorbereitung und eine Arbeitsteilung unterwegs. Eine solche zum ausschließlichen Zwecke der Naturbeschreibung ausgerichtete Reise nach Übersee bildet bald auch eine wichtige Voraussetzung, ja fast eine Bedingung für einen späteren akademischen Aufstieg solcher Glücksritter. In dieser Erwartung lassen sich junge an Naturforschung Interessierte auf ein solches durchaus auch das Leben gefährdende Abenteuer ein.

Nur wenige Jahre vor Jacquins Expedition sucht der das Feld der Botanik prägende Carl von Linné (siehe Abb. 46) für seine Studenten erstmals nach Reisemöglichkeiten, damit sie als Pflanzensammler in den entferntesten Regionen der Welt tätig werden können. Handelskompanien und die von den westeuropäischen Mächten ausgerüsteten Expeditionen bieten den angehenden Botanikern die einmalige Chance, die von westlichen Kennern noch nie gesehenen Pflanzen zu bestimmen. Insgesamt sind es siebzehn Studenten, die von Linné selbst als seine *Apostel*¹¹¹ bezeichnet und von ihm in der Zeit ab 1748 in unterschiedliche Winkel der Welt geschickt werden. Alleine im ersten Jahrzehnt dieser Phase sind es bereits acht Personen, von denen die Hälfte ihre Reise nicht überleben. Von den wenigen, die gesund zurückkehren, finden die meisten im akademischen Zusammenhang ein Betätigungsfeld. Für Carl Linné ist der Zweck einer solchen Aktion nicht nur Belehrung, sondern der Forschung geschuldet.¹¹²

Reisen nach Übersee dienen der Beschaffung von Pflanzen und noch mehr stellen sie ein zentrales Erkenntnisinstrument der Botanik dar. Auf diesen Reisen zusammengetragene Belege – in Form von Herbarien und Zeichnungen, Repräsentanten und Repräsentationen – zirkulieren zwischen den botanischen

110 Sprengel, Geschichte (1818), 336.

111 Siehe dazu: Wilfrid Blunt, *The Compleat Naturalist. A Life of Linnaeus* (Princeton 2002), 185–197; Frans Stafleu, *Linnaeus and the Linnaeans. The Spreading of their Ideas in Systematic Botany, 1735–1789* (Utrecht 1972).

112 Niedergelegt sind diese Vorstellungen vor allem in Linnés *Philosophia botanica*. Siehe dazu: Carl von Linné, *Philosophia botanica in qua explicantur Fundamenta Botanica* (Stockholm 1751). Siehe dazu auch die englische Übersetzung von Stephen Freer, *Linnaeus' (2003)*.

Gärten und den Botanikern und bilden das wichtigste Glied aller materiellen und epistemischen Austauschbeziehungen bezüglich des sich zunehmend erweiternden botanischen Wissens.¹¹³

Die Verschiebung von ausgebildeten Kennern der Botanik ist eine neue europäische, besonders durch Linné verfolgte Maßnahme, und insofern ist es nicht verwunderlich, dass der Reformers van Swieten kurz nach dem Beginn der Expedition seinem ehemaligen Leidener Mitstreiter und nun in Uppsala wirkenden Carl von Linné¹¹⁴ stolz zu berichten weiß, dass auch der Kaiser in Wien unter seinem Einfluss in eine ähnliche Richtung wirkt. Er erwähnt Nikolaus Joseph Jacquin als denjenigen, der letztendlich den vielversprechenden höfischen Auftrag erhalten hat, die Expedition mit drei nicht weiter expressis verbis genannten Begleitern durchzuführen. Auch zeigt sich van Swieten besonders begeistert, dass Kaiser Franz I. (Franz Stephan von Lothringen) tief in die Tasche zu greifen bereit ist, um die Kaiserstadt Wien zu einem wissenschaftlichen Zentrum auszubauen, in dem die höfischen Sammlungen als wichtigste Wissensräume der Zeit¹¹⁵ begründet worden sind und ferner auch durch Sammelreisen bereichert werden sollten.

Linné prägt sich den Namen Jacquin wohl ein, ist doch von ihm wegen der Reisedestination viel Neues an naturkundlichen Informationen und besonders an Erweiterung der Pflanzenkenntnis zu erwarten. Auch seinen Freund, den Rotterdamer Arzt Johannes Franciscus van Leempoel,¹¹⁶ informiert van Swieten über die Errichtung des Botanischen Gartens, das unübertroffene neue Naturalienkabinett, über die Fortschritte in der medizinischen Lehre wie auch über die erfreuliche Entwicklung der *Wiener Akademie* [Universität], die bald mit jeder anderen in Europa wetteifern werde können. Auch in diesem Schreiben vom 23. Juli 1755 werden Jacquin und seine Amerikareise erwähnt, von der man sich wunderbare Resultate erhofft.¹¹⁷

Eine Übersee-Expedition gehört keineswegs zum Alltag der Botaniker, denn nur wenigen bietet sich tatsächlich die Gelegenheit, ein solches Angebot anzunehmen. So stößt bereits die Planung auf ein Echo in gelehrten Kreisen und wird in den Briefnetzen verbreitet. Schon zu Beginn der Expedition erfahren unter-

113 Staffan Müller-Wille, *Botanik und weltweiter Handel. Die Begründung eines Natürlichen Systems der Pflanzen durch Carl von Linné (1707–1778)* (Berlin 1999), 170.

114 Vgl. Van Swieten an Linné, Wien, 12. März 1755 (L 1887), *The Linnaean correspondence*, linnaeus.c18.net. (Leider ist das dortige Summary des lateinischen Briefes teilweise falsch).

115 Zum Konzept der *Wissensräume* anstatt einer traditionellen Institutionengeschichte, siehe Mitchel Ash, *Räume des Wissens – was und wo sind sie? Einleitung in das Thema. Quellen eines neuen Ansatzes*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), 235–242.

116 Johannes Franciscus van Leempoel (Gouda 1696 – Rotterdam 1777).

117 Vgl. Emmy C. van Leersum, *A Couple of Letters of Gerard van Swieten on the ›Liquor Swietenii‹, and on the Inoculation of Smallpox*. In: *Janus* 15 (Harlem 1910), 345–371, hier 356.

schiedliche Gelehrte von dem aussichtsreichen Wiener Unternehmen und erwarten von Jacquin glanzvolle Neuigkeiten, während sich dieser hingegen noch ein halbes Jahr vor seiner Abreise sehr erstaunt zeigt, dass bereits vor der endgültigen Entscheidung die Nachricht über die geplante Amerikareise seinem Leidener Freunde schon kolportiert worden ist:

»Ich wundere mich, dass du über diese Angelegenheit schon informiert warst und dass das mein Mäzen [van Swieten] nach Leiden geschrieben hat, da ja die Sache noch immer nicht entschieden ist und ich noch ganz und gar nicht fest entschlossen bin. Dazu kommt noch: Wie ja die Fürsten wankelmütig sind, wer weiß, ob der Kaiser auf seiner Meinung besteht.«¹¹⁸

Expeditionsvorhaben dieser Größenordnung werden innerhalb der *Scientific Community* lebhaft kommuniziert. Von den Zeitgenossen Jacquins werden sie als einmalige Aussicht für eine ihr folgende blendende wissenschaftliche Karriere eingeschätzt. Belsazar de la Motte Hacquet meint diesbezüglich: »Ein Nic. Jacquin, Pallas, Vahl und Jussieu waren all zu [!] vorsichtig mit dem ewigen Bessermachen. Aber wann haben die wahren Naturforscher angefangen, sich als Pflanzenkenner zu zeigen? Nicht eher, als bis sie durch viele gemachte Reisen vieles gesehen und beobachtet hatten und erst mit der Natur der Sache vertraut geworden waren.«¹¹⁹ Die Überzeugung ist verbreitet, dass eine Exkursion – und besonders eine in entlegene Erdteile gerichtete Unternehmung – mit Statusgewinn innerhalb einer *Scientific Community* honoriert wird. Freilich ist ausschlaggebend, dass die in der Ferne gesammelten Schätze sowohl einer seriösen Dokumentation als auch der Veröffentlichung zugeführt werden, was Nikolaus Jacquin, 1759 nach Wien zurückgekehrt, dann auch bereits 1760 erfolgreich bewältigen wird.¹²⁰ Aber darüber später mehr.

»Ein Bündel gesammelter Pflanzen in der Hand«, heißt es in einem Nachruf auf Jacquin, »hat er als ein unbekannter Jüngling Österreich betreten und hier alle Mittel zu seiner weiteren Ausbildung, hier Aufmunterung und Unterstützung, Belohnung und Auszeichnung gefunden.«¹²¹ Diese Erklärung legt Jacquin selbst in seinen Vorworten wiederholt dar und sie bestimmt auch entscheidend

118 Jacquin an Gronovius, 24. Brief, 6. April 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 32r/v. Eigene Übersetzung.

119 [Belsazar de la Motte Hacquet], Blicke über das Menschliche Wissen in der Naturkunde (Wien 1813), 24.

120 Ein Jahr nach der Rückkehr erschien bereits die erste Publikation basierend auf dem in Westindien gesammelten Material. Vgl. Nikolaus Joseph Jacquin, *Enumeratio* (Leiden 1760).

121 [Anonymus], Botanische Notizen. In: *Flora oder Botanische Zeitung welche Recensionen, Abhandlungen, Neuigkeiten und Nachrichten, die Botanik betreffend enthält*, hg. von der königl. botan. Gesellschaft in Regensburg, 1. Jg. (1818), 588. In derselben Zeitschrift ist auch ein Nachruf auf Jacquin erschienen: [Anonymus], Nekrolog Nicolaus Joseph von Jacquin. In: *Flora oder Botanische Zeitung*, 1. Jg. (1818), 22–29.

sein erstarkendes Selbstbild. Die erste Bedingung für einen allfälligen Karriere-schritt beruht auf der Westindienexpedition. Deren politische Voraussetzungen wollen wir im nächsten Kapitel analysieren.

II. 2. »Le gout pour les sciences« – die kaiserliche Ermöglichung der Unternehmung

Franz Stephan von Lothringens (1708–1765)¹²² außerordentliche Förderung aufstrebender Bereiche der Naturforschung ist hinlänglich bekannt. Seine Beobachtung der wissenschaftlichen Entwicklung ist nicht zufällig auf Leiden gerichtet, eine Stadt innerhalb der wirtschaftlich führenden Region Europas, die ohnehin auch mit ihrer Universität in aller Munde ist. Das entstammt wohl einer Empfehlung, die ein Prinz sich über Berater durchaus verschaffen kann. Bei Franz Stephan geht die Kenntnis qualitativ gesehen noch weiter, sie beruht sogar auf eigener Erfahrung, auf Autopsie. Denn im Jahr 1731 führt ihn unter dem Pseudonym Graf von Blâmont¹²³ eine Art Kavaliersreise nach Holland, England und Preußen. In seinem Gefolge befindet sich Jean-Baptiste Bassand,¹²⁴ ein ihm außerordentlich liebgewordener Leibarzt, der selbst in Leiden Medizin studiert und Franz Stephan von den Blättern kuriert hat. Er, der später in Wien an der Medizinischen Fakultät lehrt, zeigt auch ein großes Herz für die Botanik und steht mit Herman Boerhaave, dem einflussreichsten Mediziner, Botaniker und Universitätslehrer seiner Zeit, im regen Briefkontakt.¹²⁵

Bassand arrangiert den Besuch des lothringischen Prinzen, der von 1723–1727 am Wiener Hof gelebt hat, kurz bevor ihm der Antritt des Erbes als loth-

122 Eigentlich Franz III. Stephan, Herzog von Lothringen (1729–1737): nach der Heirat mit Maria Theresia war er Ungarns Statthalter (1736–1741), Großherzog von Toskana (1737–1765) und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (1745–1765). Siehe dazu die Biographie von Renate Zedinger, *Franz Stephan von Lothringen (1708–1765). Monarch – Manager – Mäzen* (Wien / Köln / Weimar 2008) (= Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 13, 2008).

123 Siehe dazu Renate Zedinger, *Flucht oder adelige Kavalierstour. Zur Reise des Herzogs Franz III. (Anton) Stephan von Lothringen in den Jahren 1731/32*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts* 7/8 (1992), 51–69.

124 Jean Baptiste Bassand (1680–1742) wirkte ab 1720 als Professor an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien, er wurde zum kaiserlichen Hofarzt ernannt und 1727 geadelt.

125 Vgl. Ernst Darmstaedter (Hg.), *Herman Boerhaaves Briefe an Johann Baptist Bassand in Wien* (München 1927); Johannes Nusch (Hg.), *Herman Boerhaavens Briefe an Johann Baptist Bassand Kaiserlichen Leibarzt* (Frankfurt / Leipzig 1781). Den Briefen zufolge schickte Bassand viele Pflanzen aus der Umgebung von Wien nach Leiden, die Boerhaave in seinem Privatgarten kultivierte. Aus den Briefen geht indirekt hervor, dass Franz Stephan mit Boerhaave nicht persönlich zusammentraf.

ringischer Herzog nach dem Tod seines Vaters bevorsteht. Franz Stephans Berücksichtigung des botanischen Gartens in Leiden und sein Zusammentreffen mit bedeutenden Gelehrten mag auf ihn nachhaltig gewirkt haben. Daher ist anzunehmen, dass er nach seiner Vermählung mit Maria Theresia 1736 in der Zeit nach 1742 ihre geplanten medizinischen Reformen unterstützt und die erste Verbindung zu niederländischen Gelehrten herstellt. Maria Theresia ihrerseits folgt ihrem Gemahl in seinem Bestreben, einige von ihnen an den Wiener Hof zu holen. Zu jenen gehören u. a. die Ärzte Gerard van Swieten und Anton de Haen sowie die Gärtner Adrian Steckhoven und Ryk (Richard) van der Schot.

Die in ganz Europa geschätzte medizinische Ausbildung in Leiden bildet das Modell für die Reformen der Medizin an der Universität Wien, die van Swieten nach seiner Berufung in Wien sogleich durchsetzt. Er, der alsbald das gesamte Bildungssystem der Monarchie umgestalten wird, erfreut sich zu Beginn in Wien noch keiner Beliebtheit und wird als »hollandais plat et ferme ayant plus d'esprit et droiture que de façons et politesse«¹²⁶ bezeichnet (siehe Abb. 15). Hingegen profitiert van Swieten seinerseits von einem »le gout pour les sciences,«¹²⁷ der sich beim Kaiserpaar eingestellt hat, weswegen Wien nun zu einem wissenschaftlichen Zentrum aufgebaut wird. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die neuen botanischen Gärten in Schönbrunn sowie an der Universität sollen ebenfalls dem Aufbruch entsprechend gestaltet werden. Die Naturgeschichte erlebt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts¹²⁸ allorts ihren großen Aufschwung; sie sei die Basis für Ökonomie, Wirtschaft und Industrie, meint etwa der schwedische Naturforscher und Agrarökonom Pehr Kalm in einem Brief des Jahres 1748.¹²⁹ Auch er ist als Schüler Linnés nach Nordamerika beordert worden, um Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen.

Gerard van Swieten sind die Wünsche nach Reform seiner neuen Arbeitsgeber, dem Kaiserpaar, bestens bekannt und er wird zum beflissensten Akteur ihrer tatsächlichen Umsetzung. In seinen Briefen artikuliert sich der Stolz, diese Konjunktur der aufstrebenden Kaisermetropole als Wissenschafts- und Wirtschaftsmittelpunkt evoziert zu haben. So berichtet er, wie zuvor schon erwähnt, in einem Brief an keinen Geringeren als an Carl von Linné im März 1755¹³⁰ stolz

126 Zit. nach Gabriela Schmidt, Gerard van Swieten. In: Felix Czeike (Hg.), *Historisches Lexikon der Stadt Wien*, Bd. 5 (Wien 1997), 404.

127 Brief von Swieten an Antoniό Nunes Ribeiro Sanches, ÖNB, HAD, Cod. 12713, f. 132. Siehe dazu Erna Lesky, Gerard van Swieten. Auftrag und Erfüllung. In: Erna Lesky und Adam Wandruszka (Hg.), *Gerard van Swieten und seine Zeit* (Wien / Köln / Graz 1973), 11–62; hier 25.

128 »Botany in this period was big science and big business«, siehe: Londa Schiebinger, *Plants and Empire* (Harvard 2004), 4.

129 Schiebinger, *Plants* (2004), 6.

130 Van Swieten an Linné, Wien, 12. März 1755 (L 1887), *The Linnaean correspondence*, linnaeus.c18.net. (Leider ist das dortige Summary teilweise falsch). Siehe Edition.

über die bereits sichtbaren Fortschritte. Er erwähnt die um sich greifende Naturforschung, den erfolgreichen Ankauf der Mineraliensammlung für das höfische Kabinett und den Ausbau der Gärten in Wien. Für die vom Kaiser ausgerichtete Expedition sei der kenntnisreiche junge Leidener Nikolaus Jacquin ausgewählt worden, und er versäumt nicht zu betonen, dass Jacquin bereits mit dem Konzept Linnés vertraut sei: »[Er] der dein System bis in alle Einzelheiten versteht, damit er dort Pflanzen, Tiere, Fossilien sammle und dabei, so der Auftrag, keine Kosten spare. Als Begleiter hat er den Gartenvorsteher und zwei erfahrene Vogelfänger mitbekommen.«¹³¹ Diese Werbung zeitigt Erfolg, Linné wird sich für Jacquins Arbeit als einem seiner Anhänger außerordentlich interessieren.

Gleichzeitig informiert van Swieten den Nürnberger Arzt und Schriftleiter der Publikationen der Leopoldina-Akademie Christoph Jakob Trew¹³² über die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Institutionen in Wien. Trew zählt zu den aktivsten Netzwerkern seiner Zeit und verfügt über eine der bedeutendsten naturkundlichen Privatsammlungen.¹³³ Und die Expedition wird von van Swieten in diesem Schreiben ausschließlich in den Kontext der Bereicherung der kaiserlichen Sammlungen gestellt: »Zusammen mit dem erfahrenen Gärtner und zwei Vogelwärtern hat er [der Kaiser] einen gelehrten jungen Mann nach Amerika geschickt, damit sie noch seltenere Dinge sammeln und das Gesammelte zu ihm senden, wobei weder Kosten noch Mühen gescheut werden.«¹³⁴

Da die habsburgischen Länder über keine Kolonien verfügen, zu denen regelmäßige Schiffsverbindungen existieren, schlägt man in Wien einen neuen Weg ein, um ebenfalls an dem Projekt der globalen Erforschung der Welt durch die europäischen Mächte partizipieren zu können. Nicht auf Geographie wird gesetzt, sondern auf Naturgeschichte, nicht auf koloniale Expansion, sondern wissenschaftliche Beherrschung von exotischen Naturobjekten. Qualifizierte Einzelpersonlichkeiten werden zur Erweiterung der naturhistorischen Kollektionen gesucht. Bezüglich der Pflanzentransfers traut man besonders einem

131 Eigene Übersetzung (L 1887): »qui tuum Systema ad unguem callet, ut plantas, animalia, fossilia colligat, nullis, simul iussum est, ut parcat sumtibus: comitem habet hortulanum, et duos peritissimos aucupes.«

132 Christoph Jakob Trew (1695–1769) war ein deutscher Arzt und Botaniker und ein akademischer Netzwerker, der auch die Zeitschrift »Leopoldina« herausgab.

133 Siehe dazu: Thomas Schnalke, Sammeln und Vernetzen. Christoph Jacob Trew (1695–1769) in seiner botanischen Matrix. In: Regina Dauser, Stephan Hächler, Michael Kempe, Franz Mauelshagen, Martin Stuber (Hg.), Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts (Berlin 2008), 171–200.

134 Van Swieten an Trew, Wien, 5. März 1755, abgedruckt in: Marion Mücke und Thomas Schnalke (Hg.), Briefnetz Leopoldina (Berlin 2009), 296. Die Stelle ausführlicher: »Er [der Kaiser] hat für viel Geld eine Fossilienammlung gekauft, wie es sie in vergleichbarer Art nicht gibt, und vermehrt sie täglich. In einem großartigen zoologischen Garten sammelt er von überall seltene Tiere. Er hat einen Garten mit seltenen Pflanzen angelegt«.

Gärtner diese schwierige Aufgabe zu, die existierende internationale Schifffahrt wird genutzt. Die drei Naturreiche sollen mit Neuem, Ansehnlichem und Kostbarem aus fremden Kontinenten sichtbar gemacht werden und dadurch der Wissenschaft und Wirtschaft letztlich auch weitere Impulse verleihen. Wissenschaft und Handel gehen Hand in Hand. Naturforscher liefern ihrerseits im Sinne des Merkantilismus nutzbares Wissen. Auch Jacquin macht sich während seiner Reise Gedanken in diesem Zusammenhang,¹³⁵ die brieflich belegt sind. Bis dahin ist es aber noch ein langer Weg.

II. 3. Van Swietens Suche nach einer geeigneten Person

Jacquin ist keineswegs von Anfang an für eine 1754 vom Wiener Hof geplante Forschungsreise vorgesehen gewesen, offensichtlich hegt van Swieten zunächst noch ganz andere Absichten. Schon 1751 erfährt er von der Existenz der im selben Jahr in Berlin gegründeten *Gesellschaft zur Erforschung der Natur in überseeischen Ländern*. Diese Initiative basiert auf Subskription und für die Umsetzung ist Christlob Mylius (1722–1754) im Gespräch, ein junger Berliner Literat und Naturforscher, der sich bis dahin eher als Übersetzer, Dramendichter und Herausgeber kurzlebiger Journale hervorgetan hat. Die national bunt zusammengesetzte Gruppe von Reise-Subskribenten (unter anderen zählen der dänische König, der preußische Freiherr von Hardenberg, der Franzose René-Antoine Ferchault de Réaumur und andere zu den Mitgliedern) soll für ihre Vorausfinanzierung nach erfolgter Durchführung Sammelobjekte erhalten. Réaumur (1683–1757), das berühmte Mitglied der Französischen Akademie in Paris, ist beispielsweise persönlich an der Papierherstellung durch amerikanische Wespen interessiert. Mylius überzeugt den bedeutenden Gelehrten Albrecht von Haller, die Leitung dieser Gesellschaft zu übernehmen und die Expedition zu organisieren. Haller veröffentlicht einen Aufruf zur Finanzierung dieser Reise in dem von ihm geleiteten wichtigsten deutschsprachigen Rezensionorgan des 18. Jahrhunderts, den *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen*. Mylius wendet sich auch brieflich an den Wiener Hof um finanzielle Unterstützung. Van Swieten, von der Idee angetan, versucht Mylius abzuwerben, indem er ihm im Namen des Kaisers ein großzügiges Angebot¹³⁶ unterbreitet. Mylius steht jedoch Haller im Wort, weshalb er schweren Herzens das verlo-

135 Ein Hinweis auf Jacquins Ideen bezüglich eines Handels mit den Westindischen Inseln findet sich im Brief v. Benoit Aquart an Jacquin, o. Ort, 2. März 1761, Naturhistorisches Museum, Archiv für Wissenschaftsgeschichte, Kurzzitat: NHM, AfW, Nr. 286553/43.

136 Es handelte sich um 3000 Thaler Belohnung und Reisekosten extra. Mylius dürfte jedoch dann nur ausschließlich für das Herrscherhaus sammeln. Vgl. *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen*, 101. Stück (24. August 1754), 876.

ckende Offert abschlagen muss.¹³⁷ Am 11. November 1753 tritt schließlich van Swieten von seinem Ansinnen zurück¹³⁸ und beginnt sich um eine andere Realisierung umzusehen.

Zu dieser Zeit hält sich Nikolaus Jacquin schon über ein Jahr und einige Monate in Wien auf. Der aufgeweckte junge Medizinstudent, dessen so energisch verfolgter Studienweg durch familiäre Katastrophen jäh zerstört wurde, hat als letzten Ausweg aus seiner äußerst prekären finanziellen Situation von Paris aus einen Bittbrief, ja mehr noch einen Hilfeschrei an van Swieten – den ehemaligen Hausarzt seiner Familie in Leiden – gerichtet.¹³⁹ Und das Wunder geschieht. Van Swieten lädt Jacquin nach Wien ein und verspricht, ihn wie einen Sohn zu behandeln. Jacquin hat seinen Patron gefunden, nun obliegt es ihm zu beweisen, dass er würdig ist, den ihm zukünftig zugedachten Platz – wo immer er sein möge – auszufüllen und sein Studium zu beenden. Er sieht nach Jahren des Darbens in Paris nun einer doch positiven Zukunft in Wien entgegen.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, dass sich in den später von seinem Sohn niedergelegten (auto)biographischen Notizen und Anmerkungen, »Die Reise meines Vaters nach Westindien«¹⁴⁰ keine Hinweise auf Jacquins trostlose finanzielle Lage in Paris finden, über die wir aus seinen Briefen an seinen Jugendfreund Jakob Gronovius¹⁴¹ informiert sind. Auch Jacquins Bittbrief an van Swieten wird von ihm in diesen Formaten retrospektiv nie erwähnt, im Gegenteil, es ist in der Selbstdarstellung später immer nur von einer Einladung nach Wien die Rede,¹⁴² die gerade zum richtigen Zeitpunkt eintrifft. Das ist nicht

137 In der Burgerbibliothek in Bern wird ein Großteil der Briefe von und an Albrecht von Haller archiviert. Zumindest in zwei Mylius-Briefen wird auf van Swieten Bezug genommen. Am 26. August 1752 berichtet Mylius, dass Swieten ihn bewegen will, die Reise in seinem Auftrag zu machen, aber Mylius will seinen bisherigen Auftraggebern treu bleiben. (Der Brief ist leider heute im Original nicht mehr vorhanden). In einem weiteren Brief möchte Mylius Haller an van Swietens sehr großzügiges Angebot erinnern, das er zugunsten der von Albrecht von Haller präsidierten Reisegesellschaft ausgeschlagen hat. (Dank an Thomas Schmid von der Burgerbibliothek für diese Information).

138 Eine Zusammenfassung der Pläne findet sich nach dem Tod von Mylius in: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 101. Stück (24. August 1754), 873–876.

139 Vgl. ÖNB, HAD, Cod. 12788, [16. Brief], in dem Jacquin seinem Freund Gronovius berichtet, dass er van Swieten seine Lage erklärt und ihn dieser nach Wien eingeladen hätte. Brief in Edition. Noch besser zum Ausdruck kommt seine schreckliche Situation im Dankesbrief an van Swieten: Autograph 13/77–1, die Transkription und Übersetzung findet sich im Editionsteil.

140 ÖNB, HAD, Ser. n. 9755. Siehe dazu auch unsere Edition.

141 Vgl. Jacquin an Gronovius, ÖNB, HAD, Cod. 12778.

142 Vgl. Joseph Franz Jacquin, Biographie des Vaters Nikolaus von Jacquin, ÖNB, HAD, Cod. Ser. n. 20235: »Hier [in Paris] erhielt er nun, von dem alten Freunde seines Hauses, dem berühmten Gerard van Swieten, die Einladung nach Wien zu kommen und seine Studien daselbst in der neu hergestellten medicinischen Studienanstalt, deren Schöpfer dieser große Mann war, zu vollenden. Er ging denn zur Folge nach Wien, größtentheils zu Fuße botanisierend über Seitenwege.«

gänzlich falsch, aber trägt im Detail eine beschönigende Note. Jacquin wird zur Fortsetzung seines Studiums nach Wien geholt, weil van Swieten als Freund von Jacquins Familie sich dem in Not geratenen jungen Mann verpflichtet fühlt. Als Vertrauter von dessen Vater will er der Not des vaterlos gewordenen Jacquin Abhilfe leisten. Es sind die engen familiären Netzwerke, die hier zum Tragen kommen. Und wie es die Mylius-Episode beweist, ist Jacquin keineswegs von Anfang an für eine Expedition vorgesehen gewesen.

Nach der Ankunft in Wien im Juni 1752 wird Jacquin von seinem Mäzen auch gleich mit einer Unterkunft im Herzen des höfischen Zentrums versorgt, im Gebäude der Hofbibliothek, der van Swieten als Präfekt vorsteht. Jacquins Begeisterung für Pflanzen – er hat auch während seiner Fußreise von Paris nach Wien immer wieder Exemplare gesammelt – führt ihn immer wieder nach Schönbrunn,¹⁴³ was ihm durch van Swieten, den Leibarzt Maria Theresias, erlaubt wird, obwohl der Garten der Öffentlichkeit noch nicht allgemein zugänglich ist, was erst 1779 erfolgt. Jacquin, die Vorstellung des Leidener botanischen Gartens im Kopf, zeigt sich enttäuscht, da es »keinen botanischen Garten und niemanden, der sich auf Botanik versteht«,¹⁴⁴ gibt. Ein Jahr später (am 19. Juni 1753) trifft schließlich der neue Gärtner Adrian Steckhoven in Wien ein und bekommt in der Menagerie von Schönbrunn eine Wohnung zugewiesen. Dies wird von Jacquin, der sich oft in Schönbrunn aufhält, registriert¹⁴⁵ und sofort als Neuigkeit seinem Freund in Leiden gemeldet. Dieser Gärtner ist ebenfalls auf van Swietens Empfehlung von Kaiser Franz Stephan aus Leiden nach Schönbrunn berufen worden und Jacquin hat ihn von seinen Besuchen im botanischen Garten seiner Heimatstadt Leiden vermutlich gekannt. Jedenfalls erfahren wir aus van Swietens Korrespondenz über dessen Qualifikation, dass er

143 Siehe auch Nikolaus Joseph Jacquin, *Plantarum rariorum Horti caesarei Schoenbrunnensis*, Vol.1. (1797), Praefatio: »In Wien mühte ich mich damals mit dem Medizinstudium ab; und weil ich die Pflanzenkunde, deren Elemente ich in meiner Vaterstadt bei Royenus und in Paris bei Jussieus erlernt hatte, besonders liebte, spazierte ich immer öfter zu dem eine Meile von der Hauptstadt entfernten neuen Garten, um die noch nicht systematisch bezeichneten Pflanzen zu bestimmen. Von daher wurde ich dem Kaiser bekannt, und weil jener sich mit dem Wunsche befasste, dass in kurzer Zeit ungewöhnliche Gewächse in den Garten kommen, wurde ich freundlichst eingeladen, eine Reise zu unternehmen. Nachdem ich das Anerbieten angenommen hatte, beauftragte mich der Kaiser, dass ich die Karibischen Inseln und den angrenzenden Teil des amerikanischen Festlandes aufsuche, erstens weil von dort der Weg nach Europa kürzer und die Gelegenheit des Versandes häufiger und bequemer war, dann weil ich auf mehreren Inseln Blutsverwandte hatte, die in hohen Ämtern eingesetzt waren und mit deren Unterstützung sich mein Auftrag ungehinderter abwickeln ließe.« Eigene Übersetzung.

144 Jacquin an Gronovius, 21. Brief, Wien, 14. April 1753, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 27r/v. Eigene Übersetzung.

145 Vgl. Jacquin an Gronovius, 22. Brief, Wien, 24. Juni 1753, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 28r–29r.

»sowohl bereits Asien und Afrika bereist« hat, »im Anbau von Pflanzen äußerst gewandt« ist und in Wien mit einem »stattlichen Gehalt ausgestattet«¹⁴⁶ wird. Es wird sich zwischen den beiden, Jacquin und Steckhoven, jedoch kein enger Kontakt entwickeln, im Gegenteil, Jacquin wird sich über seinen Landsmann noch sehr ärgern, weil sich dieser keineswegs als kooperativ erweist.

Das Ansinnen einer Amerika-Expedition kommt erst nach Monaten von Jacquins Anwesenheit in Wien, die er zum Medizinstudium nutzt, zur Sprache. Vermutlich ist es Anfang Jänner 1754, als Jacquin erstmals davon erfährt, denn er gibt ja jede Neuigkeit sogleich an seinen Jugendfreund Jakob Gronovius weiter, was am 9. Jänner 1754¹⁴⁷ brieflich erfolgt. Obwohl Jacquin sein Medizinstudium noch nicht beendet hat, trägt ihm van Swieten die schon zwei Jahre vakante Stelle des Anatomieprofessors an. Jacquin, ansonsten pekuniären Vorteilen stets zusetzen, da er als völlig Mittelloser für diese Professur ein jährliches Honorar von 2000 Gulden und Quartier für sich und eine allfällige Familie verdienen hätte können, lehnt dennoch ab, da er »nicht immer unter Leichen leben wolle.«¹⁴⁸ Aus diesem nur Jakob Gronovius gegenüber offen ausgesprochenen Eingeständnis geht hervor, dass Jacquin trotz seines Medizinstudiums keineswegs eine Arztkarriere anstrebt. Es bildet aber ein Sprungbrett für andere Tätigkeiten, etwa die eines Professors oder Kustoden im Rahmen der Naturforschung. Das ist auch vielfach bei anderen Gelehrten der Fall, da man naturkundliches Wissen an einer Universität hauptsächlich mit dem Medizinstudium erwerben kann. Die Pathologie schreckt ihn ab, und auch die Chirurgie, die er in Paris studiert und ausgeübt hat, kommt für ihn nicht in Frage. Nun, von dem Reiseangebot van Swietens emotional angesprochen, macht er sich sogar bezüglich seiner Abneigungen Luft und offenbart Jakob Gronovius, dass er jede medizinische Tätigkeit prinzipiell verabscheue.¹⁴⁹ Seine ganze Leidenschaft gehöre der Botanik, die im Amerika-Vorhaben seine Erfüllung finden könnte:

»Von Liebe – oder soll ich sagen: von einem gewissen Wahn – für die Pflanzen lässt sich der Kaiser leiten, worin er auch in täglichen Gesprächen mit Steckhoven kein Ende findet, und er treibt es von Tag zu Tag weiter, sodass er auch seinen Tiergarten durch eine Sammlung ganz seltener Vögel vergrößert; und indem er keinen Aufwand scheut, hat er sich in den Kopf gesetzt, jemanden der Botanik Kundigen nach Amerika zu schicken. Was soll ich lange herumreden, Jakob, irgendetwas hat der Kaiser von mir

146 Van Swieten an Trew, Wien, 5. März 1755, abgedruckt in: Marion Mücke und Thomas Schnalke (Hg.), Briefnetz Leopoldina (Berlin 2009), 296.

147 Vgl. Jacquin an Gronovius, 23. Brief, Wien, 9. Jänner 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 30r–31r. Das ist der erste archivalische Beleg darüber, dass Jacquin von den Plänen van Swietens ins Vertrauen gezogen wurde.

148 Vgl. Jacquin an Gronovius, 23. Brief, Wien, 9. Jänner 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 30r–31r.

149 Vgl. Jacquin an Gronovius, 27. Brief, Wien, 10. November 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 35r/v.

gehört, und es ist sein Wunsch, dass ich diese ausgedehnte Reise in die Tat umsetze. Mein Mäzen [van Swieten] hat mich ermuntert und gefragt, ob ich wolle, aber so, dass es schon den Anschein hatte, als ob ich selber es wollte; ich antwortete daher, dass ich zur Durchführung jeder Aufgabe bereit sei. Er selbst sagte darauf, das er, wenn er das für eine beschlossenen Sache halte, meinem Glück nicht im Wege stehen wolle, und sogleich: ›Versprich nur, dass du gehen wirst, und sei versichert, dass du, wenn du gehst und nach drei oder vier Jahren zurückkehrst, eine dauernde Anstellung haben wirst, von der du mit Anstand leben kannst; für die Expedition selbst wird hervorragend für dich Vorsorge getroffen.« Alles Übrige geschehe nach meinem Willen und meiner Vorsorge, wohl wissend, wie sehr er mich liebt. Inzwischen bin ich noch völlig unentschlossen, ob ich gehen soll oder nicht.«¹⁵⁰

Als Vergeltung für die Willfähigkeit, einschließlich der mit der Expedition verbundenen einkalkulierten Risiken, ist Jacquin vom Mäzen eine »dauernde Anstellung« ausdrücklich in Aussicht gestellt worden. Überraschenderweise reagiert Jacquin nicht euphorisch auf diesen einmaligen Glücksfall, im Gegenteil, er ist noch völlig unentschlossen bezüglich einer Zusage, verrät er am Briefende. Seine bisher erlebten durchaus aufregenden zu den Studienorten führenden Schiffsfahrten, etwa jene von Delft nach Breda und über die Schelde nach Brüssel, die er Jahre zuvor als besonders beschwerlich ertragen hat,¹⁵¹ wie auch seine Reise zur See von Amsterdam nach Rouen¹⁵² mit ihren unzumutbaren Strapazen sind ihm in schlechter Erinnerung geblieben. Dem Kaiser gibt er sich jedoch natürlich als prinzipiell bereit.

Im August 1754, nach Monaten, ist sich Jacquin noch immer nicht sicher, ob die Amerikareise zustande kommt, da der Kaiser kein Wort mehr darüber fallen lässt.¹⁵³ Einige Wochen später ist es dann endlich doch entschieden:

»Als Sammler von naturgeschichtlich interessanten Objekten werde ich innerhalb der nächsten fünf Wochen möglicherweise nach Amerika aufbrechen. Meine Reise wird mich von hier über Triest, die Adria, Venedig, Ferrara, Bologna,¹⁵⁴ Livorno, das Ligurische Meer nach Marseille führen, von dort weiter über das Mittelmeer und danach über den Atlantik zur Insel Martinique, wo ich für ein Jahr Aufenthalt nehmen werde. Hierauf werde ich die zwei Begleiter, die ich von Europa mitgenommen hatte, dorthin zurückschicken, der eine ist Vogelfänger, der andere Gehilfe des Gärtners Steckhoven,

150 Jacquin an Gronovius, 23. Brief, Wien, 9. Jänner 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 30r–31r. Eigene Übersetzung, siehe auch Edition.

151 Vgl. Jacquin an Gronovius, 3. Brief, Löwen, 22. Oktober 1744, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 3r/v.

152 Vgl. Jacquin an Gronovius, 10. Brief, Rouen (Rottomagi), 2. September 1751, ÖNB, HAD, Cod.12778, fol. 10r/v, 11r/v.

153 Vgl. Jacquin an Gronovius, 25. Brief, Wien, 17. August 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 33r/v.

154 Dass Jacquin hier Venedig, Ferrara und Bologna als Orte seiner Reiseroute nennt, lässt vermuten, dass er zu diesem Zeitpunkt nicht den kürzesten Weg nach dem Zielort Livorno im Auge hatte.

ein Holländer namens Richard van der Schot. Weitergehen wird die Reise für mich auf das amerikanische Festland nach Cartagena und von dort auf dem Landweg in die Kolonie Surinam usw. usw. Von früh bis spät unterrichtet mich jetzt täglich in Naturgeschichte der hochberühmte Baillu [!],¹⁵⁵ der Vorsteher der kaiserlichen Sammlung; dass ich zu dieser ganz nach Belieben Zutritt habe, hat der Kaiser angeordnet, mit dem ich schon mehrere Gespräche geführt habe.«¹⁵⁶

Stolz lässt Jacquin seinen besten Freund dies wissen. Franz Stephan ist in der Personalwahl von Swietens Vorschlag gefolgt, aber dennoch fühlt er zuvor noch persönlich Jacquin in einigen Gesprächen auf den Zahn. Die Reiseroute ist bereits im Detail festgelegt und soll auch – mehr oder weniger wie vorgesehen – tatsächlich so realisiert werden. Nicht zustande kommt die in den Briefen erwähnte Destination Surinam, eine niederländische Kolonie, die infolge von Maria Sybille Merians (1647–1717) faszinierenden Naturgeschichten für ihre Naturvielfalt und ihren landwirtschaftlichen Reichtum berühmt ist.

II. 4. Vorbereitungen, Aufträge und Instruktionen

Jede Expedition beginnt nicht erst mit der Abfahrt von einem Hafen, sondern lange zuvor. Vorbereitungen gehen stets einen entscheidenden Schritt der tatsächlichen Expedition voraus. Dazu zählen die Professionalisierung von Fertigkeiten auf der Seite des Auftragnehmers und die klare Entscheidungsfindung bezüglich der Erwartungen beim Auftraggeber. Jacquin erhält nun als Beauftragter Zutritt zum kaiserlichen Naturalienkabinett und wird von dessen Leiter Jean Chevalier de Baillou persönlich instruiert.¹⁵⁷ Er bekommt damit eine der prächtigsten Mineralienkollektionen¹⁵⁸ seiner Zeit zu Gesicht. Es ist wohl kein Zufall, dass sich fast zeitgleich mit der kaiserlichen Entschließung Jacquin an der »K.k. Akademie der Maler und Bildhauerkunst« in Wien Ende Februar 1754 einschreibt und Unterricht nimmt.¹⁵⁹ Die Kunstfertigkeit des Zeichnens ist für

155 Jean Chevalier de Baillou (1684–1758) war Direktor des Hof- und Naturalienkabinetts.

156 Vgl. Jacquin an Gronovius, 26. Brief, Wien, 6. November 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 34r, eigene Übersetzung, siehe auch Edition.

157 Vgl. Jacquin an Gronovius, 26. Brief, Wien, 6. November 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 34r.

158 Mit Mineralien waren alle dem Mineralreich zugehörigen Naturobjekte gemeint, da der Begriff weitaus breiter gefasst war als heute und als Überbegriff fungierte.

159 Vgl. Archiv der Akademie der bildenden Künste (Wien): Chronologisches Verzeichnis der Eintrittsdaten 1738–1765, Bd. 1b/S. 135 »Anno 1754, Martij, 1.: Jacquin Nicolaus Jos. von Leiden in Holland, Medicinae Stud. I. in der K. Reitschul.« Und im alphabetischen Verzeichnis 1754–1772, Bd. 1c/131 im Wortlaut: »-J-, 1754: Jacquin Nicolaus Jos. von Leiden, Medicinae Stud. I. in der Kaisl. Reitschul. 28. Feb.« – Wir bedanken uns beim Archivar Hrn. Ferdinand Gutschki für diese Auskunft.

einen Botaniker sehr wichtig, denn sie ist Teil des Beobachtungsprozesses wie auch der unverzichtbaren Dokumentation. Beide konservieren unterwegs die zeitlich und räumlich verstreuten Befunde für die weitere Forschungsarbeit.

Wenn wir allgemein fragen, wie Wissen unterwegs über distante Phänomene überhaupt produziert wird, dann bietet die von dem Wissenschaftssoziologen Bruno Latour geprägte Bezeichnung *immutable mobiles* einen Ansatz. Mit Zeichnungen oder sonstigen Repräsentanten, vor Ort erstellt, wird das Wissen konserviert mobil gemacht. Wissen ist ferner nicht nur Produkt individuellen Denkens. Stattdessen ist es das Ergebnis von vielen Aktivitäten, verteilt über Distanzen und geleitet von Austausch und Kooperation, in denen Menschen und Dinge als Akteure gleichermaßen involviert sind. *Immutable mobiles* umfassen Instrumente, Ausrüstungen, Aufzeichnungen, Tagebücher, Bilder und Repräsentationen wie Karten und Zeichnungen. Alle sind Transformationen, materialisiert in Zeichen, Dokumenten, Spuren. Sie sind mobil und sie erlauben weitere Transformationen und Aktivitäten.¹⁶⁰ Und das ist auch der Grund, warum die Ausbeute der Expeditionen stets über ihr Ereignis hinaus Bedeutung gewinnt.

Um diese Transfers von Wissen zu professionalisieren, werden etwa für Expeditionen immer häufiger eigene Zeichner engagiert, gleichzeitig aber lernen Naturforscher wie eben auch Jacquin, selbst den Stift dokumentarisch einzusetzen. In der Literatur¹⁶¹ ist oft behauptet worden, dass dieser die erste bildnerische Unterweisung vom Gärtner und Autor bedeutender Bildwerke¹⁶² Nicolas Meerburgh in Leiden erhalten habe, was aber äußerst unwahrscheinlich ist, da dieser bei Jacquins Abreise aus Leiden erst 16 Jahre zählt.¹⁶³ Auch erscheinen Meerburghs bemerkenswerte Tafelwerke erst in der Zeit nach 1775.

Jedenfalls unterzieht sich Jacquin vor der Abreise eigens einem spezifischen

160 Vgl. Bruno Latour, *Drawing Things together*. In: Lynch M. und Woolgar St. (Hg.): *Representation in Scientific Practice* (Cambridge, Mass. 1990), 19–68.

161 Vgl. Claus Nissen, *Die Botanische Buchillustration*. Bd. 1 (Stuttgart 1951), 184; Maria Petz-Grabenbauer, *Zu Leben und Werk von Nikolaus Joseph Freiherr von Jacquin*. In: *Wiener Geschichtsblätter*, Heft 50 (Wien 1995), 121–149, hier 140; jedoch lehnt bereits Stafleu dies ab, vgl. Stafleu, *Linnaeus* (1972) 183.

162 Nicolaas Meerburgh, *Afbeeldingen von zeldzame gewassen* (Leiden 1775); Nicolas Meerburgh, *Plantae rariores vivis coloribus depictae* (Leiden 1789); Nicolas Meerburgh, *Plantarum Selectarum Icones pictae* (Leiden 1798). Vgl. dazu auch: Hans Peter Fuchs, *Nicolaas Meerburgh und die drei von ihm verfassten botanischen Tafelwerke*. In: *Acta Botanica Neerlandica* 11 (1962), 69–89 und 12 (1963), 12–16.

163 Der Kontakt Nikolaus Jacquins zum Gärtner Meerburgh (Meerboerg) war gegeben. So berichtete sein Sohn am 29. September 1788 aus Leiden an den Vater: »Der Gärtner hier, namens Meerboerg, hat Sie noch gekannt, er war damals Lehrjunge beim Stekhoven.« Zit. nach Ernst Moritz Kronfeld (Hg.), *Jacquin des Jüngeren botanische Studienreise 1788–1790*. Aus den unveröffentlichten Briefen. In: *Botanisches Centralblatt*, Bd. 38 (Wien 1921), 141.

Unterricht an der von Jacob Schuppen 1726 gegründeten und vom Kaiser Karl VI. bewilligten »k. k. Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst in Wien«, die nach dem Pariser Vorbild gegründet worden ist¹⁶⁴ und zu Schuppens Zeit Weltrang genießt. An dieser Akademie sind zum Zeitpunkt von Jacquins Studien etwas mehr als 100 Studenten eingeschrieben.¹⁶⁵ Probleme bezüglich ihrer Unterbringung ergeben sich, weil die Akademie zwar nach dem Tode des Präfekten der Hofbibliothek Garelli 1739 dessen freigewordene Wohnung beziehen kann, diese Räumlichkeiten aber von dem am 25. Juni 1745 designierten neuen Präfekten Gerard van Swieten im März 1746 beansprucht werden. Jedenfalls räumt Schuppen das Quartier und bringt die Akademie an unterschiedlichen Standorten unter, in seiner Wohnung, im Heiligenkreuzerhof und in der kaiserlichen Reitschule.¹⁶⁶ Weitere Umsiedlungen erfolgen nach Schuppens Tod (1751), Jacquin erfährt die Unterweisungen in der nahe der Hofburg befindlichen Reitschule, nicht unweit seiner Unterkunft. Die Ausrichtung der Akademie auf ein klassisches Bildprogramm muss einem an der klassischen Bildung orientierten Jacquin¹⁶⁷ auch sicher behagen. Sein zeichnerisches Talent und die Schulung helfen Jacquin in Amerika und tragen nicht unwesentlich zu seinem späteren Ruhm als Botaniker bei, da er mithilfe der Visualisierung von Pflanzen auch deren Beschreibungen professionalisiert und sich der Publikation aufwendig erzeugter Tafeln außerordentlich intensiv widmen wird.¹⁶⁸

Jacquins umsichtige Vorbereitungen für seine Expedition bringen ihn letztlich in persönlichen Kontakt zu seinem Auftraggeber, dem Kaiser. So erzählt Jacquin seinem in Leiden lebenden Jugendfreund überaus begeistert, dass der Kaiser ihn sehr zu schätzen scheine. Oft schicke er ihn auch wegen Pflanzen irgendwohin, ja er müsse sich die Zeit für diesen Brief regelrecht stehlen. Die ganze Reiseplanung gefalle ihm sehr, denn so könne er seinen Interessen nachgehen und ruhige Tage erleben, fern von jener turbulenten enervierenden medizinischen Tätigkeit, die er immer so verabscheut habe. Wenn er es richtig vorhersehe, werde er sechs bis sieben Jahre oder sogar länger in Amerika bleiben.¹⁶⁹ Die Reisedauer ist mehr als gut geschätzt, es sollten letztlich dann beinahe fünf Jahre werden.

164 Allgemein einführend: Carl von Lützow, *Geschichte der Kais. Königl. Akademie der bildenden Künste* (Wien 1877); Nikolaus Pevsner, *Die Geschichte der Kunstakademien* (München 1985), bes. 92–118; Pierre Schreiden, *Jaques von Schuppen (1670–1751)*. In: *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte* XXXV (1982), 1–106.

165 Siehe dazu: Simon Mraz, *Das gescheiterte Akademieprojekt von Schuppens in den 1730er und 40er Jahren* (ungedr. Magisterarbeit, Wien 2007), 83.

166 Ebda, 106.

167 Siehe Kap. III. 1.

168 Siehe dazu Kap. VII. 5.

169 Vgl. Jacquin an Gronovius, 27. Brief, Wien, 10. November 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 35r/v. Eigene Übersetzung.

Und endlich ist es so weit, am Tag vor seiner Abreise am 8. Dezember 1754 schreibt Jacquin den für die nächsten Jahre letzten in Wien datierten Brief an Jakob Gronovius, in dem er zufrieden scheint, weil er öfter mit dem Kaiser gesprochen habe, einmal sogar mit ihm und der Kaiserin ganz intim und sogar drei volle Stunden lang. Am Tag seines Briefes habe er dem Kaiser Lebewohl gesagt und dieser habe ihm befohlen, der gesamten kaiserlichen Familie vor seiner Abfahrt die Hand zu küssen. Dies ist hervorhebenswert, da Jacquins Audienz wesentlich legerer als andere abgelaufen zu sein scheint. In einem zeitgenössischen Bericht werden nämlich die genauen Regeln einer solchen geschildert:

»Bei der Audienz [Kaiser] ist zu beobachten, dass man gleich beim Eintritt eine spanische Beugung, nachdem man sich auf einige Schritte genähert, abermal eine dergleichen spanische Bewegung mache, dass man endlich, wenn man näher sich bey Sr. Kaiserlichen Majestät befindet, sich das Ansehen gebe, als ob man mit einer spanischen Beugung auf die Knie fallen wolle, da denn die letztere von Sr. Kayserlichen Majestät nicht allein nicht zugelassen, sondern auch das Anbringen mit der allergnädigsten Aufmerksamkeit und mit erstaunenswürdiger Leutseligkeit angehört und beantwortet wird.«¹⁷⁰

Die Reiseausgaben seien, mein Jacquin begeistert, nicht begrenzt. Der Kaiser überlasse den Gebrauch der Gelder, die ihm auf sein Verlangen ausgezahlt werden, seiner Ehrlichkeit und Umsicht. Kopfüber in Arbeit steckend, verbleibe keine Zeit mehr für eine ausführliche Darlegung und so hoffe er auf Verständnis für die in aller Eile hingeworfenen Zeilen.¹⁷¹

Am nächsten Tag (9. Dezember 1754) bricht Jacquin zu seiner Westindienfahrt auf, die über vier Jahre, bis zum 17. Juli 1759 dauern wird. Der Auftrag erfolgt aber nicht nur mündlich, sondern wie für solche Aktionen üblich auch schriftlich. Die Reiseinstruktionen,¹⁷² vom Kaiser Franz Stephan selbst zusammengestellt und von dessen Sekretär Franz Toussaint am 23. November 1754 niedergeschrieben, werden am 2. Dezember 1754, also eine Woche vor dem Start, noch mit einem Anhang vervollständigt.¹⁷³ In diesen werden Rahmenbedingungen und Expeditionsziele näher definiert.

Zu dieser Zeit zählen *Instruktionen* bei großen wissenschaftlichen Operationen, wie sie seit der La Condamin'schen Unternehmung¹⁷⁴ erfolgt sind, bereits

170 Johann Peter Willebrandt, *Historische Berichte und praktische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland, etc.*, hg. von Gottfried Schütze (Hamburg 1758), 371.

171 Vgl. Jacquin an Gronovius, 28. Brief, Wien, 8. Dezember 1754, ÖNB, HAD, Cod. 12778, fol. 36r. Eigene Übersetzung.

172 »Instruction Pour Le S. Nicolas Jacquin que Sa Majesté Imperiale envoie en Amerique«, ÖNB, HAD, Cod. 12486.

173 »Supplement à l'Instruction du S. Nicolas Jacquin«, ÖNB, HAD, Cod. 12486, fol. 26–30.

174 Charles Marie de La Condamine (1701–1774) war französischer Mathematiker und Bota-

zum Standard. Darunter versteht man Anweisungen zur Vorgangsweise und Leitfäden für mögliche Forschungsschwerpunkte.¹⁷⁵ Allgemein gesprochen, handelt es sich dabei um Anweisungen an Funktionsträger, wodurch Kompetenz- und Funktionsbereiche festgelegt und zugleich Rechte angesprochen werden. Die Anleitungen verweisen auf zielgerichtetes Handeln und definieren Operationsfelder. Sie stecken Spielräume ab und dienen der Strukturierung von Arbeitsabläufen.¹⁷⁶ *Instruktionen* werden im Rahmen der für die Neuzeit typischen Bürokratie entwickelt, im Gesandtschaftswesen finden sie ihre erste besondere Ausformung.

Instruktionen für Reisen treten seit der frühen Neuzeit in vielen Varianten auf, was dem Reisen als einer universalen Kulturtechnik entspricht.¹⁷⁷ Ist solch ein Unterfangen vorwiegend mit der Absicht des Wissenserwerbs gestaltet, sprechen wir von einer Gesandtschafts-, Bildungs- oder Forschungsreise. Dem Fortschrittsdispositiv zufolge erweist sich ihr Sinn seither nicht nur im Bildungsziel, in der Erbauung für den Einzelnen, sondern in dem Zuwachs an neuem Wissen, das unterwegs für eine fachlich-begrenzte Öffentlichkeit generiert wird. Wissensobjekte werden gesammelt, dokumentiert sowie narrativ, visuell und materiell konserviert. Diese praktischen Aufgaben wie etwa die Sammelaktivitäten werden in den *Instruktionen* auch dezidiert angesprochen. Sie bilden die Grundlage für spätere Verarbeitung und für die Zusammenführung von Daten. Um es nochmals zu betonen: Die wichtigste Bedeutung einer *Instruktion* bezüglich der Reiseanordnung liegt unseres Erachtens in der vorherplanenden Sicherstellung ihrer Wissensgenerierung für die Wissensbearbeitung danach.¹⁷⁸ Beide, Forschung im Gelände sowie das neue wissenschaft-

niker. 1743 bis 1745 reiste er im Amazonasgebiet und wurde als Wegbereiter Humboldts später sehr geschätzt.

175 Als administratives Herrschaftsinstrument und als Genre können *Instruktionen* bis in das späte Mittelalter zurückverfolgt werden.

176 Vgl. Anita Hipfinger, Josef Löffler, Jan Paul Niederkorn, Martin Scheutz, Thomas Winkelbauer und Jakob Wührer, *Instruktionen als Leerstelle der Verwaltungsgeschichte und der Quellenkunde. Zur Vorstellung eines Themenfeldes*. In: Anita Hipfinger, Josef Löffler, Jan Paul Niederkorn, Martin Scheutz, Thomas Winkelbauer und Jakob Wührer (Hg.), *Ordnung durch Tinte und Feder? Genese und Wirkung von Instruktionen im zeitlichen Längsschnitt vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert* (Wien / München 2012), 13–38.

177 Hans Erich Bödeker, *Reisen – Bedeutung und Funktion für die deutsche Aufklärungsgesellschaft*. In: Wolfgang Griep / Hans-Wolf Jäger (Hg.), *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen* (Heidelberg 1986), 91–110; Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte* (Tübingen 1990).

178 Siehe dazu mehr: Marianne Klemun, *Verwaltete Wissenschaft – Instruktionen und Forschungsreisen*. In: Anita Hipfinger, etc. (Hg.), *Ordnung durch Tinte und Feder?* (Wien / München 2012), 391–412; Gudrun Bucher, »Von Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Völker«. Die *Instruktionen* Gerhard Friedrich Müllers und ihre Bedeutung für die Geschichte der Ethnologie und der Geschichtswissenschaft (Quellen und Studien zur Ge-

liche Expeditionswesen,¹⁷⁹ sind ohne das Phänomen *Instruktion* nicht denkbar, ja sie verdanken ihr die spezifische Weiterentwicklung, weil sich weitere Expeditionen an solchen Instruktionen orientieren. Jedoch gibt es auch Geheimhaltung wie in unserem Falle.

Wie sich Arbeitsteilung und Dokumentation für diese zwei dominanten naturkundlichen Praktiken des 18. Jahrhunderts als charakteristisch erweisen, so sind *Instruktionen* mit denselben Implikationen auch ein essentieller Teil von ihnen. *Instruktionen* für Forschungsreisen lassen sich demnach funktionell zwei unterschiedlichen Aufgaben zuordnen: Die eine besteht in der Methodisierung des Wissenserwerbs,¹⁸⁰ die andere in der Bürokratie, dem administrativen Rahmen, in dem die Reise organisiert und finanziert wird. Die eine stellt epistemische Aspekte in den Mittelpunkt, die andere eher organisatorische, beide jedoch bestimmen die Praxis des auf Erwerb von Wissen ausgerichteten Reisens auf vielfältige Weise. Das Aquirieren von Artefakten und Naturobjekten ist für eine ernsthaft betriebene Naturgeschichte grundlegend. Prägend für die Folgezeit hat beispielsweise John Woodward den professionellen Umgang mit dem Sammelmateriale bestimmt. Dabei geht es um eine heute selbstverständliche Praxis, indem gefordert wird, dass das Aufgefundene mit der genauen Angabe der Herkunft und des Auffindungsorts sowie mit sonstigen Hinweisen zu belegen ist.¹⁸¹ Damit kommen die Objekte in Bezug zum Reiseverlauf, der den strukturellen Faden der Ordnung ausmacht. *Instruktionen* stehen auch für die Zielgerichtetheit, im Unterschied zu bereits überwundenem, früher rein dem Zufall überlassenen Vorgangsweisen.¹⁸²

Auch die *Instruktion* für Jacquins Expedition entspringt der Autorität ihres Auftraggebers und enthält allgemeine Regeln bezüglich der Rangordnung aller Mitglieder des Teams sowie Hinweise auf die akribische Dokumentation und Organisation. Ihre Ausformulierung behält sich der an Naturforschung interessierte Kaiser selbst vor. Eigentlich setzt sie sich aus drei Aufträgen zusammen,

schichte des östlichen Europa 63, Frankfurt am Main 2000); Philippe Despoix, Die Welt vermessen. Dispositive der Entdeckungsreise im Zeitalter der Aufklärung (Göttingen 2009), bes. 81–97.

179 Eine allgemeine Einführung siehe auch: Marianne Klemun und Ulrike Spring (Hg.), *Expeditions as Experiments. An Introduction*, in: *Expeditions as Experiments. Practising Observation and Documentation. Studies in the History of Science and Technology* (Palgrave Mac Millan 2016), 1–25.

180 Siehe dazu: Marianne Klemun, *Österreichische wissenschaftliche Sammelreisen nach den Amerikas, 1783–1789. Intentionen, Implikationen und Instruktionen*. In: Thomas Fröschl, Ursula Prutsch (Hg.), *Österreich und die Amerikas*. In: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 5 (2005), 21–35.

181 John Woodward, *Brief Directions for Making Observations and Collections, and for Composing a Travelling Register of all Sorts of Fossils* (London 1728), 93–126, hier 93.

182 Eine besondere Instruktion publizierte Carl von Linné: *Instructio Peregrinatorum*. In: *Amoenitates academicae*, Bd. 5 (Holmiae 1759), 298–313.

nämlich Objekte für die Menagerie, den botanischen Garten in Schönbrunn und das Naturalienkabinett zu erbringen. Die *Instruktion* legt auch grob die Reiseroute fest: Jacquin möge zuerst die französischen Niederlassungen in Westindien aufsuchen, wenn dies nicht realisierbar sei, könne er auf die spanischen, englischen und holländischen ausweichen, um den Auftrag des Kaisers erfüllen zu können (siehe Abb. 5). Er solle sich vor Ort dann bei den Europäern und Eingeborenen über jene Plätze informieren, wo man z. B. Vögel aller Gattungen finden könne. Konkrete Angaben über Netze und Vogelleim etc. finden sich in den Vorgaben. Nur Raubtiere sind nicht erwünscht, bei Vierfüßern erwartet man Pärchen.

Es wird Jacquin auch aufgetragen, sich zu bemühen, für die Absendungen der Tierfrachten hinsichtlich dieser ungewöhnlichen Güter moderate Kapitäne zu finden und die Fütterung und die Hege während der Überfahrt zu organisieren. Das Gleiche gilt für neue exotische, wohlriechende Pflanzen. Jeder Kiste, die mit Erde gefüllt wird, sei eine Liste über den genauen Inhalt und Details über den Fundort beizufügen. Besonders dieser Passus entspricht den Konventionen des professionalisierten Sammelns dieser Zeit. Bäume seien immer mit Früchten zu schicken und in der Beschreibung soll die Genießbarkeit vermerkt werden. Es obliege Jacquin, selbst zu suchen und auch den Eingeborenen wie besonders auch den Fischern die Suche im Meer und in den Flüssen nach Muscheln, Krustentieren und Versteinerungen aufzutragen. Schiffe, die nach Europa segeln, soll Jacquin mit Kisten bestücken, in denen die Objekte sauber und gut verstaut sind, damit sie nicht zerbrechen. Zum Schluss wird ihm noch ans Herz gelegt, sich mit viel Fleiß zu bemühen, den Geschmack Seiner Majestät des Kaisers in Bezug auf alle drei Objektgruppen zu befriedigen. Er dürfe keine Gelegenheit verpassen, etwas Neues kennenzulernen. Alle Listen sollen von den Beschreibungen separiert werden.¹⁸³

Das knapp vor der Abreise zugefügte Supplement¹⁸⁴ zu den Instruktionen erläutert konkrete Operationen bezüglich der Geldübergaben sowie den Reiseweg von Wien bis Marseille. Der kaiserliche Repräsentant in der Toskana, Comte de Richecourt,¹⁸⁵ ist dazu ermächtigt, Jacquin in Florenz nach Vorlegung der Instruktionen das erforderliche Geld für die Reise zu geben und einen Ansprechpartner in Amerika zu nennen, wo ihm gegen Quittung die finanziellen Mittel ausgehändigt werden, um die Aufträge Seiner Majestät ausführen zu können. Weiters soll Jacquin sich von Florenz nach Livorno begeben und dort

183 Vgl. »Instruktion Pour Le S. Nicolas Jacquin que Sa Majesté Imperiale envoie en Amerique«, ÖNB, HAD, Cod. 12486, fol. 1–9. Volldigitalisiert.

184 Vgl. »Supplément à l'instruction du S. Nicolas Jacquin«, ÖNB, HAD, Cod. 12486, fol. 11–13. Volldigitalisiert.

185 Emmanuel Comte de Richecourt (1694–1768) war kaiserlicher Repräsentant in der Toskana.